Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 2 — Leipzig, den 14. Januar — 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Eine armenische Predigt — Religion und Moral: 4. Religion und Moral in ihrer gegenseitigen Bedingtheit durcheinander; 5. Das thatsächliche Verhältnis von Religion und Moral im Laufe der Geschichte — Zur Bibelforschung: Neue Schriften und neue Funde — Ueber David Friedrich Strauß: 2 — Gefahr und Unrecht der landeskirchlichen Agitation gegen die preußischen theologischen Fakultäten — Jugend — Verschiedenes: Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit; Schriften für das Melanchthon-Jubiläum; Erinnerungen an Ernst Curtius; Im Frühlingssturm; Lug und Trug in Konstantinopel; Zur Richtigstellung — Quittung — Anzeigen

Eine armenische Predigt

Gedenket meiner Bande. Kol. 4, 18*)

Paulus war gefangen in Rom. Dort schrieb er viele Briefe, aber er konnte sie nicht eigenhändig schreiben, vielleicht wegen der Schwäche seines Augenlichts, oder weil er zwischen zwei Soldaten gebunden war. Drum bittet er seine Freunde, seiner Bande zu gedenken, nicht seines Kummers, nicht seiner Ungeduld, sondern der Bande, die er trug für die Predigt der Wahrheit: „Auch ihr selbst seid ja in Banden, so gedenket, daß ich in meinen Banden nicht ungeduldig oder müßig war." Paulus ist tot, Kolossä ist nicht mehr, aber seine Worte bleiben. Die wir in Banden sind, wir gedenken seiner. Auch wir haben Mitglieder in Christo Jesu, die gefangen sind unter Banden und Verfolgung. Von ihnen will ich nicht reden, ich will zeigen, wie wir uns unter solchen Umständen verhalten können.

Paulus schämte oder fürchtete sich nicht in seinen Banden, er ermahnte die Leute zu sein wie er. Ich will reden von den Banden in unserm Leben, und wie wir sie tragen können. Armut, Krankheit sind Prüfungen für uns alle, sie sind Bande, derer wir uns schämen; aber Paulus, ob er gleich niedergeworfen war, war doch nicht vernichtet. Auch Christus selbst war verfolgt, doch nicht erdrückt. Ihr werdet sagen, Christus war mehr als ein Mensch. Aber Paulus nennt sich selbst den Vornehmsten der Sünder, und doch dankt er und ist froh, Verfolgung zu tragen. Wahrscheinlich fühlte er dieselbe Freude in seinem Gefängnis zu Rom. Wenn wir verfolgt werden, weil wir als Christen handeln, können wir noch glücklich sein. Christentum ist Heiligkeit, und sie kann gewahrt werden mitten in Verfolgung. Verfolgung mag das Handeln hemmen, die Heiligkeit kann sie nicht hindern. Nicht darauf kommt es an, daß wir viel thun, sondern daß wir Gott preisen durch ein heiliges Leben. Unsre Bande sind härter als Eisen; doch können wir uns ihrer rühmen, so wir sie tragen als Diener Gottes. Rühmt euch nicht äußerer Dinge, sondern dessen rühmt euch, so ihr um Christi willen verfolgt seid.

Paulus war froh in seinen Banden. Er und Silas waren einst gefangen, und sie sangen Loblieder bis zur Mitternacht. Siehe, wie der Freude Strom hinfließt durch seine Briefe, obwohl er sie im Gefängnis geschrieben hat. Wenn er nicht diese Freude gehabt hätte, hätte er nicht schreiben können: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch." Seine Seele war nicht gebunden. Ein Vogel im Bauer singt; du kannst den Vogel fangen, nicht sein Lied. Singen wir auch so in unsern Banden? Ich fürchte, manche sind traurig, manche werden krank vor Kummer. Nur durch Christus konnte Paulus glücklich sein, nur durch ihn auch wir. Der Quell seiner Freude war Christus. Wenn Menschen krank sind, binden sie sich Amulette um — wozu? Das einzige Amulet ist Christus. Klagen vermehrt nur die Traurigkeit in Krankheit und Kummer, und wir können froh sein in unsern Banden, wenn sie nicht Strafe sind für Sünden.

Paulus arbeitete in seinen Banden. Wie arbeitete er denn? Alle vier Stunden wechselte seine Wache. Ohne Zweifel redete er mit ihnen von der Wahrheit, und sie erzählten die Wahrheit den Andern in des Kaisers Haus. Diese Soldaten kamen auch in viele andre Gegenden — Spanien, Frankreich, sogar England — und verbreiteten seine Worte. Paulus hatte sich gesehnt, allenthalben zu reisen und zu predigen, diese Soldaten thatens für ihn. Und nicht allein so arbeitete er, sondern auch mit Papier und Tinte. Wie hat er durch seine Briefe in den Kirchen gewirkt, welch herrliche Früchte haben sie gezeitigt zu allen Zeiten? Heute, in diesen Worten, ist Paulus bei uns.

Wie gesegnet sind doch solche Bande! Wir denken, Bande seien gleichbedeutend mit Nichtsthun, aber Paulus verachtete dies Hemmnis, er wirkte wie zuvor. So wollen auch wir unsre Arbeit thun, ob groß, ob klein. Es wäre ja gut, wenn wir reich wären und etwas Großes leisteten, aber auch in Armut wollen wir irgendwie arbeiten. In Krankheit können wir wenigstens geduldig sein.

Drum können wir überzeugt sein, daß wir in unsrer jetzigen Lage Gott gefallen können. Ihr seid gebunden und gedrückt, doch der Eine, für den ihr arbeitet, ist es nicht. Wenn es uns gut geht, haben wir große Verantwortung; sind wir gebunden und unterdrückt, ist ja unsre Verantwortung kleiner. Da sagt wohl einer: Wie wenig hab ich für Christus gethan! Die Menschen sehen auf das Aeußere, Gott sieht den Geist der Arbeit an.

Paulus war gebunden. Wir sind auch gebunden. Wofür? Ists wegen unsrer eignen oder wegen unsers Volkes Sünden, so lasset uns Buße thun. Ist es für Christus, so lasset uns fröhlich sein. Doch lasset uns ruhig arbeiten in diesen Banden. Christus hat es gethan, wir wollen ihm folgen! Dl

*) Die obige Predigt eines eingebornen Armeniers entnehme ich der British Weekly. Der Prediger war ein Jahr zuvor in Charput mit einer Axt niedergeschlagen und für tot liegen gelassen. Sein Weib ward von den Kurden entführt, floh, starb bald darauf. Von diesem düstern Hintergrunde hebt sich die Predigt nur um so wirkungsvoller ab.

Religion und Moral

4. Religion und Moral in ihrer gegenseitigen Bedingtheit durcheinander

Wir haben Rede und Gegenrede vernommen. Wo stehen wir nun? Vor der einfachen Thatsache, daß es Religion und Sittlichkeit nicht ohne einander machen können. Der gesunde Menschenverstand und die praktische Lebenserfahrung haben uns das allerdings schon längst gesagt, aber die lauten Stimmen des Tages brachten uns ins Wanken. Daß die Religion nicht ohne die Sittlichkeit bestehen kann, diese Wahr-

heit ist dem Geschlecht unsrer Tage in Fleisch und Blut übergegangen; sich darüber ausführlich verbreiten wollen, hieße offne Thüren einrennen. Religion ohne Sittlichkeit wird, um mit Professor Otto Pfleiderer zu reden, zu pseudoreligiösem Aberglauben und Fanatismus. Und man hat das Recht und die Pflicht, nicht bloß an alle religiösen Vorstellungen, sondern auch an jedes religiöse Verhalten den Maßstab der Sittlichkeit anzulegen. Dabei ergiebt sich zwar noch nicht, ob sie subjektiv oder objektiv wahr seien, wohl aber, ob sie gesund seien oder nicht, ob man sie fördern oder bekämpfen soll, und das ist schließlich die Hauptsache. Die Moral hat die Aufgabe, die Religion von krankhaften Auswüchsen zu reinigen und zu befreien, und ist darum für sie unentbehrlich, ihr notwendiger Gegenpol, ihr Bruderstern, der hilft, sie in der rechten Bahn zu erhalten. Aber nichts ist unrichtiger als die gegenwärtige landläufige Anschauung, der Kern der Religion sei eben einfach die Moral, die Religion sei bloß das beste Gewand der Moral, in dem man sie dem Volk am schicklichsten präsentire: da nimm sie, und halte sie gut, wir haben sie schön und lieblich aufgeputzt — aber die Gebildeten bedürfen dieser Schale, die eigentlich mehr eine Vermummung und Entstellung als ein wirklicher, ihre Schönheit erst recht zur Geltung bringender Schmuck sei, nicht. Ja, Kindern und Narren versüßt man die bittre Arznei mit einem Zuckerchen, aber darum ist doch nicht die Hauptbestimmung des Zuckers in der Welt, daß er Arzneien versüße? Kindern und Narren staffirt man die nüchterne, langweilige Pflicht mit etwas Firlefanz, Hokuspokus, geheimnisvollem Zauber aus, man denke nur an das Schulgeschichtchen von der lässigen Hausfrau, die auf den Rat des Kapuziners das geheimnisvolle Kästchen dreimal täglich in allen Räumen des Hauses herumtragen muß; aber wer zum Kapuziner oder Pfarrer geht, sucht bei ihm eben doch etwas Andres als eine nüchterne alltägliche Morallehre, die er schon als Erstklässler in einem saubern Sprüchlein auswendig gelernt hat, und das mit Recht. Der Kern der Religion ist so wenig die Moral, so wenig als der Kern der Elternliebe die Geschwisterliebe ist, aber kein Vernünftiger wird leugnen, daß diese beiden zusammen gehören. Es giebt auch Zeiten, da die Religion der Moral vorauseilt, und nicht die Religion von der Moral, sondern die Moral von der Religion die kräftigsten Impulse erhält — wir leben nicht in einer solchen Zeit, das fühlen wir schmerzlich genug —; aber die Zeit der babylonischen Gefangenschaft, die Zeit der Wirksamkeit eines zweiten Jesaja, die Zeit des Urchristentums, die erste reformatorische Wirksamkeit Luthers, das waren solche Zeiten. Wo immer ein Mensch aus innerster Lebenserfahrung heraus spricht: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir; ich kann nicht anders, und wenn die landläufige Moral mich als Frevler, als einen Zerstörer von Zucht und Sitte ansehen muß: ist Gott mit mir, wer mag wider mich sein!" — da ist die Religion der Moral meilenweit vorausgeeilt.

Damit sind wir eigentlich schon zur Erhärtung unsers Ergänzungssatzes übergegangen: daß es auch die Moral nicht ohne die Religion machen kann. „Sittlichkeit ohne Religion, sagt Professor Otto Pfleiderer, wird zum pseudomoralischen Naturalismus oder abstrakten Formalismus." Allerdings giebt es viele sehr moralische Menschen, die nichts von Religion wissen wollen; giebt es doch überhaupt in der Gegenwart verhältnismäßig wenig wahrheitsliebende, denkende Männer, die zugleich fromm sind. Das wissenschaftliche Spezialistentum macht einseitig, kurzsichtig, hochmütig, läßt das Gefühl verkümmern und raubt den Sinn für den Blick aufs Ganze; und das Kirchentum von heute stößt viele ehrlich denkende Menschen auch von der Religion selbst ab. Und wir geben unumwunden zu, es giebt eine sogenannte religionslose Moral, die, wenn man vor die Wahl gestellt wäre: „Religion oder Moral," mancher Sorte von Religion unbedingt vorzuziehen ist. Aber in Wahrheit haben diese religionslosen Moralisten entweder noch ein gut Stück Vätererbe an christlicher, d. h. unter dem Einfluß der christlichen Religion erwachsener Moral, oder sie haben eben doch Religion, wenn sie es auch nicht zugestehn wollen. Denn was ist Religion anders als „das Gefühl der Lebensgebundenheit an den weltbeherrschenden Willen und die Hingabe

des eignen Willens an diesen," was ist Religion anders als heilige Gewissenhaftigkeit, entsprungen aus dem Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit. Ohne dieses religiös bestimmte Gefühl, ohne diesen religiös bestimmten Willen giebt es keine Moral, auf die etwelcher Verlaß wäre. „Thue recht und scheue niemand, das ist meine Religion," das ist ein beliebtes Kraftwort des sich über die Religion erhaben dünkenden Moralisten. Gut. Was heißt recht thun? fragen wir. Sagst du mirs frei aus dir selbst heraus, und muß ich es darum glauben weil eben du es bist, der es sagt? Doch wohl nicht. Wird es durch Mehrheitsbeschluß festgesetzt? Die Mehrheit ist nicht die Wahrheit. So bleibt uns nur ein Drittes übrig; wir werden es inne durch eine uns gegenüberstehende Macht, die es uns mehr oder weniger deutlich stufenweise offenbart.

Fassen wir zusammen. Religion und Moral sind zwei Schwestern, Kinder desselben Vaterhauses; Maria, die sich zu den Füßen Jesu setzt und seiner Rede lauscht und darüber alles um sich her vergißt, schwelgend in himmlischer Seligkeit — die Religion; Martha, die sich viel zu schaffen macht und nicht müde wird, den Herrn zu bedienen, daß es ihm so wohl als möglich sei in ihrer Erdenhütte — die Moral. Der Herr läßt beide gewähren, an beiden hat er gleiche ungetrübte Freude. Erst als Martha sich über ihre Schwester erheben will und an den Herrn den Anspruch erhebt, daß er ihr Verhalten allein gelten lasse, stellt er sich ihr gegenüber mehr auf Seite der Maria, um diese in ihrem guten Recht energisch zu schützen: Maria hat das gute Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden. Religion und Moral sind wie Glaube und Liebe. Der rechte Glaube muß zur Liebe treiben; die rechte Liebe muß aus Glauben gehen. Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte, aus allen deinen Kräften = die Religion; und deinen Nächsten wie dich selbst = die Moral. Diese beiden Gebote sind zusammen das höchste Gebot, sind einander gleich, in diesen beiden Geboten hangen Gesetz und Propheten, Moral und Religion. Wo immer wir in der Welt gesundes Geistesleben, gesunde Kulturentwicklung treffen, stehen sie miteinander im Bunde. Die alttestamentlichen Propheten sind die ersten, die von dieser Wahrheit ergriffen wurden und ihr unzweideutigen, energischen, gewaltigen Ausdruck gaben, das ist das geistige Band, das sie alle eint. Ich erinnere nur an den 2. Jesaja Kap. 58, das gewaltige Bußkapitel. Und im Christentume sind Religion und Moral die innigste Verbindung eingegangen, das ists, was dieses über alles Heidentum emporhebt; nicht die Tiefe der theologischen Spekulation, nicht die Gewalt seines Bußernstes, nicht die Intensität seiner Liebesforderung, das alles finden wir in seiner Vereinzelung auch im Heidentum, im Heidentum Indiens teilweise bis zu staunenerregender Virtuosität entwickelt, aber erst das Christentum hat diese Töne, die die Menschheit erlauscht an höherer Welten Thor, in ihrer wundervollen Harmonie erfaßt und das Jubellied angestimmt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden unter den Menschen des göttlichen Wohlgefallens. Unter der Herrschaft des christlichen Geistes ist die Moral zur schönsten Entfaltung gelangt, das wird von keinem, der den Blick zeitlich und räumlich weit genug über die Erde zu erheben vermag, mehr geleugnet; mag auch eine sich christlich nennende Hierarchie der Moral noch so gewaltige Faustschläge versetzen, das ändert an der großen, beseligenden Thatsache nichts. Und wir Protestanten meinen natürlich noch im besondern wahrnehmen zu dürfen, daß sie unter der Herrschaft des protestantisch christlichen Geistes sich gesunder und reiner entfalte als unter katholischem Szepter. Die katholische Kirche ist uns wenigstens bis zur Stunde den Gegenbeweis schuldig geblieben. Hier hat sie den Handschuh noch nie aufgenommen, so oft man ihn ihr zugeworfen hat zum edeln, geistigen Turnier.

Wenn dies der Vorzug des Christentums ist: die Harmonie von Religion und Moral, so muß sich diese Harmonie auch in der Person Jesu selbst aufzeigen lassen. Wir wollen dies wenigstens anzudeuten versuchen. Liegt nicht gerade da der gewöhnliche Grundfehler in der Beurteilung der Person Jesu, daß man das eine Moment seines Charakters auf Kosten des andern übertreibt. So werden vom religiösen Schwärmer an, der nichts

von der Welt verstanden und sich nicht um die Welt gekümmert habe, alle möglichen Kombinationen durchlaufen bis zum öden Nützlichkeitsmoralisten, der eigentlich die Absicht gehabt habe, die Religion durch die soziale Moral zu ersetzen, welches Kunststück neulich ein Wiener Sozialdemokrat geleistet hat. Aber die Mitte, da Religion und Moral sich die Wage halten, wird übersprungen, denn das scheint nichts Genialisches, Uebermenschliches zu bieten und paßt darum nicht zur jeweiligen Tendenz. — Nehmen wir den zwölfjährigen Jesus im Tempel. „Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist," dies Wort als erster Gruß den bekümmerten Eltern entgegengehalten, ist das nicht eine Ueberspannung der Religion auf Kosten der Moral? Aber gleich darauf die willige, gehorsame Rückkehr ins stille, nüchterne Nazareth, wos nichts als Arbeit gab, und die nach Gott dürstende Seele fasten mußte, — ist das nicht die ausgleichende Gegenschwingung? Johannes predigte Moral und immer wieder Moral: Thut Buße; Jesus fügt die religöse Ergänzung hinzu: und glaubet an das Evangelium. Markus 1, 35—38 zeigt uns, wie Jesus kurz nach seinem ersten Auftreten schon durch sich selbst verzehrende Heilthätigkeit drohte aufgerieben zu werden — das Ideal der Moral, der Menschheitsdienst — und gleich wieder den energischen Gegenschlag, das Fliehen in eine andre Gegend, um zuerst in der Einsamkeit zu beten und dann wieder mit Lehren beginnen zu können — das Ideal der Religion, der Gottesdienst. Jesus nennt sich gleich häufig Gottessohn und Menschensohn. Das Verhältnis zu Gott ist ihm gleich wichtig wie das zu den Menschen; das zu den Brüdern und Schwestern gleich wichtig wie das zum Vater. Mutter und Brüder wollen ihn heimholen ins stille, friedliche Nazareth, weil sie meinen, er sei nicht bei Sinnen; er antwortet nicht wie die Mönche und Nonnen des Mittelalters: ich habe mich dem Himmel gelobt und darf darum irdische Liebesbande zerreißen, ohne zu sündigen; er spielt nicht die Religion gegen die Moral aus, sondern er antwortet, seine Hände über seine Jünger ausstreckend: „Siehe da, meine Mutter und meine Brüder! Denn wer da thut den Willen meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter." Weil ich Kinder- und Geschwisterliebe an der leiblichen Mutter und den leiblichen Brüdern nicht ausüben kann, will ich sie all meinen Jüngern erweisen. Bruderliebe muß durch Bruderliebe ersetzt werden, Gottesliebe kann nicht an ihre Stelle treten. Er spielt aber auch nicht die Moral gegen die Religion aus. Gewiß sagt er: wenn dein Bruder etwas wider dich hat, so laß deine Gabe auf dem Altar und gehe zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder, aber, fügt er hinzu, alsdann komm und opfre deine Gabe, dann wird auch dein Gottesdienst für dich wahren Segen haben. Die Religion sagte ihm: du mußt für die Sache Gottes dein Leben lassen. Die Moral fügte hinzu: aber erst dann und nur in einer Weise, daß daraus für die Welt der größte Segen quillt. Und nehmen wir noch die letzten Worte: „Es ist vollbracht" — was? Die Moral! Und: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist" — darum geht auch in Erfüllung die Verheißung der Religion, die bleibende Vereinigung mit Gott.

5. Das thatsächliche Verhältnis von Religion und Moral im Laufe der Geschichte

Hier könnten wir abbrechen. Aber noch ist eine Frage übrig. Wenn doch das Verhältnis von Religion und Moral so einfach ist, warum wird es denn nicht allgemein anerkannt, warum wird dann noch so viel darüber gestritten? Wir antworten: Weil sowohl der einzelne Mensch wie die Welt überhaupt sich in Gegensätzen entwickelt. Ist der Mensch religiös ergriffen, dann ist ihm, im Moment der religiösen Begeisterung, die Religion sein Ein und Alles, und alles Andre verschwindet ihm vor ihr, dann ruft er gottestrunken: Wenn ich nur dich habe, o Gott, so frage ich nichts nach Himmel und Erde — Welt, fahre hin, was kümmerts mich, wenn ich beim Vater bin. Ist aber der Mensch moralisch ergriffen, dann im Moment der höchsten moralischen Begeisterung für das Wohl der Brüder, ist ihm die Bruderliebe sein Ein und Alles, und er spricht: Ich wollte vor Gott ein Fluch werden, wenn ich dadurch meinen Brüdern einen Dienst erweisen könnte. Ist der Mensch religiös

ergriffen, empfindet er nichts als Abhängigkeit, ist er moralisch ergriffen, nichts als Freiheit. In religiöser Ekstase kann er nicht der Moral, in moralischer Ekstase nicht der Religion gerecht werden. Nur wer beide Ekstasen kennt, nur wer beide Geistessphären durchlaufen hat, kann ihr korrespondirendes Verhältnis begreifen. Für gewöhnlich wird in der Zeit der Kindheit und kindlichen Abhängigkeit die religiöse Begeisterung überwiegen; in der Zeit der männlichen Reife, Selbständigkeit und Thatenfreudigkeit die moralische, und kommt das Alter mit neuer Abhängigkeit und immer lebendigerem Bewußtsein der Weltendlichkeit, wird die religiöse wieder mehr in den Vordergrund treten.

Und wie mit dem einzelnen Menschen, so ists auch mit der Menschheit. Eine vorwiegend, einseitig religiös ergriffne Zeit wird der Moral nicht gerecht werden und in ihr Gebiet hinüber regieren, menschlich moralische Verhältnisse religiös statt moralisch ordnen. Das ist der Fall gewesen zum allermindesten bis zur Reformationszeit. In der Person Jesu wurde sein religiöses Verhältnis zu Gott einseitig kultivirt auf Kosten seines moralischen Verhältnisses zu den Brüdern, dieses mußte erst in neuerer Zeit wieder entdeckt und zur Geltung gebracht werden. Und darum war auch das Verhältnis der Gläubigen zu Jesu vorwiegend ein religiöses, und das moralische wurde vernachlässigt; die Anbetung Jesu ließ die Nachfolge nicht aufkommen. Ueberhaupt wurden alle menschlichen Verhältnisse vorwiegend religiös, d. h. unter dem Gesichtspunkt der Abhängigkeit und Unterordnung geregelt, denken wir nur an die Hierarchie, an das Gottesgnadentum der weltlichen Fürsten, das eigentlich vielfach ein Kirchengnadentum war, an die Lehensverhältnisse, an die Umspinnung des weltlichen Lebens mit religiösen Zeremonien u. s. f. — Seit der Reformation hat sich das Blatt allmählich gewendet. Der Mensch ist aus dem frommen Kindheitstraum erwacht und sieht nun mit Staunen die ganze Fülle, Größe, Wunderbarkeit der wirklichen Welt und der menschlichen Verhältnisse. Die Renaissance, der Humanismus, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung Amerikas, die Entdeckung der menschlichen Kulturanfänge, die Entdeckung des Universums und die Endeckung der gewaltigen Grenzüberschreitung, die die Kirche auf das Gebiet des weltlich bürgerlichen Lebens sich hatte zu schulden kommen lassen, das alles hat die religiöse Begeisterung verflüchtigt. Man hatte genug zu thun mit dem Schauen und Studiren auf dieser Welt, und die altgewohnten Pfade in die Welt der Ewigkeit hinüber schienen Tausenden verschüttet. — Und so ist es im Grunde noch heute. Die Welt entwickelt sich nicht so schnell, wie man etwa meint, wenn wieder eine neue wunderbare Entdeckung gelungen ist. Und wenn nun statt der entschwundnen religiösen dafür wirklich eine Zeit der moralischen Begeisterung anbrechen sollte, wie etliche meinen, so wollen wir uns darüber von Herzen freuen, wollen uns von Herzen freuen über jeden sozialen Fortschritt, der aus ihr erblüht, über jede Versittlichung der menschlichen Arbeit und der menschlichen Arbeitsverhältnisse, über jede Versittlichung des Rechts und Verkehrs, über jede Versittlichung des Lebens überhaupt. Es kann niemand leugnen, daß eine solche Versittlichung ganz gewaltig not thut. Und je mehr sich das Geschlecht der Gegenwart von der Religion abwenden sollte, und je weniger man Religion machen kann — man muß warten, bis man den Geist erfährt —, um so höher wollen wir das Panier der Moral erheben, daß die Fackel des Idealismus nicht erlösche. Und sollte auch zeitweise die Moral ganz gewaltig in das Gebiet der Religion hinübergreifen, religiöse Verhältnisse, Verhältnisse der Abhängigkeit, der Pietät, der Unterordnung bloß moralisch fassen und regeln wollen nach dem Gesichtspunkt menschlicher Freiheit und Gleichheit — wir denken z. B. an die Familie, an das Abhängigkeitsverhältnis der Kinder von den Eltern —, uns ist nicht bange, daß nicht wieder ein Rückschlag erfolge, daß die Welt nicht wieder lerne die Furcht zu geben, dem die Furcht, die Ehre, dem die Ehre gebührt.

Wenn sich der Mensch lange genug zur Erde gebückt hat, verlangt es seine Natur ganz von selbst, daß er wieder die Glieder ausrecke und einen Blick zum Himmel thue, wenn er

lange genug gearbeitet hat, will er wieder feiern; die Sonntagsbewegung der Gegenwart ist der gesunde, natürliche Rückschlag gegen das ruhelose Getriebe des Konkurrenzkampfes unsrer Tage. Wenn der Mensch alles ausgegeben und verbraucht hat, seine ganze Arbeitskraft, treibt es ihn von selbst dazu, daß er wieder zu sammeln sucht neues Leben und neuen Schaffensmut, bei dem, der des Lebens Quelle ist; ja selbst, wenn er lange genug geherrscht hat, als freier, unumschränkter Herrscher, keine Macht über sich anerkennend, kommt zuletzt wieder das Bedürfnis über ihn, bei einer höheren Macht auszuruhen, an sie sich anzuschließen, ihr wieder einen Teil der die Seele zuletzt erdrückenden Verantwortlichkeit abtreten zu dürfen, d. h. einfach zu dem Gott und Vater zu fliehen, der größer ist als unser Herz und weiter sieht als unser kurzer Erdenverstand. Drum ist uns nicht bange um die Zukunft der Religion, und wir schließen mit dem Worte Rückerts:

> Die Sittlichkeit allein ersetzt den Glauben nicht,
> Doch weh dem Glauben, dem die Sittlichkeit gebricht.

Wilhelm Kambli

Zur Bibelforschung

Neue Schriften und neue Funde

1

„Zur Förderung der Erkenntnis Christi“ soll unter dem Titel „Der Bibelforscher“ eine Reihe von zwanglosen Heften, herausgegeben von Dr. H. Alberts, erscheinen. Das erste Heft behandelt Das Buch Daniel im Lichte der Keilschriftforschung (Steglitz-Berlin, Bibelforscher-Verlag Felix Riese, 1896. 0,50 Mk.). Das kleine Buch gipfelt in der Behauptung: „Wer diese Porphyriussche Hypothese [daß das Buch Daniel von einem Juden in Palästina zur Zeit des Antiochus Epiphanes, also in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr., verfaßt sei] auch heutigestags noch weiter vertritt, hat in dieser Frage auf ernsthafte wissenschaftliche Beachtung keinen Anspruch mehr, und habe er sich sonst auch noch so verdient gemacht.“ Wer eine derartige Sprache führt, der muß doch, so erwartet man, neue und schlagende Gründe, am Ende gar aus neuen Keilschriftfunden, für seine Behauptung haben. Aber diese Erwartung wird übel getäuscht; denn der geneigte Leser findet wenig Andres als eine Wiederholung dessen, was Lenormant 1875 in einem Anhang seines Buches La divination et la science des présages chez les Chaldéens (deutsch: Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, 1878) über die sechs ersten Kapitel des Buches Daniel geschrieben hat. Die Lenormantschen „Beweise“ müssen jedoch recht wenig überzeugend sein, denn sie haben während der letzten zwanzig Jahre die Wunderkraft nicht besessen, die ihnen jetzt für die Zukunft beigemessen wird. Daß nun ein Einzelner, nämlich der Verfasser dieses Heftes, von ihnen sich hat imponiren lassen, ändert an ihrem Werte nicht das Geringste. Sie können niemals ein Gewicht haben, solange man wirklich in der Bibel forscht und das Wort der heiligen Schrift nicht vergewaltigt. Das Buch Daniel sieht, um von Anderm zu schweigen, in Belsazar den Sohn Nebukadnezars und läßt auf das Reich der Chaldäer ein medisches Weltreich folgen. Das sind zwei Punkte, die sich nicht damit wegdisputiren lassen, daß man behauptet, „Vater“ könne auch „Großvater“ bedeuten, sodaß die Mutter Belsazars, wenn sie dem Sohne von seinem Vater erzähle, vielmehr ihren eignen Vater meine, und der Meder Darius habe seine Herrschaft über Babel von Cyrus „empfangen.“ Diese zwei Punkte genügen, um eine Entstehung des Buches Daniel im Jahre 536 unmöglich zu machen. Denn der Verfasser, wenn er zu dieser Zeit gelebt hätte, müßte doch deren Geschichte richtig darstellen, die nach Bibel und Keilschriften einen ganz andern Verlauf nimmt, als der Verfasser des Buches Daniel angiebt. Der Verfasser des Buches Daniel ist nur daheim im Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr.; was damals geschah, weiß er genau, weil er es miterlebt hat, die Geschichte der vorangehenden vier Jahrhunderte dagegen kennt er nur aus Ueberlieferung, und über das Jahr 165 v. Chr. hinaus kann er natürlich nichts mehr

von den künftigen politischen Ereignissen melden. Für den rechten Bibelforscher kann es keine Frage sein, daß das Buch Daniel zu der Zeit entstanden ist, in der es heimisch ist und sich am besten und genauesten auskennt; denn er wird der Bibel das erste Wort lassen, und die Aussagen der heiligen Schrift werden ihm viel wertvoller und wichtiger sein als die Behauptungen der folgenden Jahrhunderte bis auf diesen jüngsten Advokaten.

Die Bibelforschung ist kein so einfaches Ding, und die Vergleichung der Inschriften, so wertvoll diese auch sind, nicht so leicht, wie es vielen scheint.

Die Bibelforschung erfordert, wo sie eine gründliche genannt werden will, ein Doppeltes: erstlich eine Einsicht in die Geschichte der Entstehung der traditionellen Ansicht über die Bibel, und dann ein genaues Verständnis dessen, was jede biblische Schrift und jeder biblische Abschnitt wirklich sagt. Wer sich diese beiden Forderungen vergegenwärtigt, der wird den ernsten Bemühungen unsrer wissenschaftlichen Theologie um die Bibelkenntnis nicht mehr den Vorwurf machen, daß sie keinen Boden unter den Füßen habe und in den Lüften schwebe, ja es wird ihm im Gegenteil klar werden, daß gerade umgekehrt die gewöhnliche landläufige Anschauung von dem, was in der Bibel stehe, ein Bau in die Luft ist, und daß die Anstrengungen der letzten Jahrzehnte die ernsten Bibelforscher dazu geführt haben, auf festem Boden zu stehen. Wer sich unterrichten will, woher wir die traditionelle Ansicht über die Bibel haben, der möge einmal das Buch von W. Robertson Smith: Das Alte Testament. Seine Entstehung und Ueberlieferung (ins Deutsche übertragen von Dr. J. W. Rothstein, 1894) zur Hand nehmen, da wird er wohl zu seiner Verwunderung erfahren, daß unsre alte Ansicht einfach von den Juden des Mittelalters übernommen ist, die in ihrem Urteil über das Alte Testament abhängig sind von jenen Kreisen der Schriftgelehrten am Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, die Jesu entschiedenste Gegner waren und darum für Christen am allerwenigsten geeignet sind, eine vertrauenswürdige Autorität zu bilden. Und dasselbe Buch wird den Leser noch weiter führen und ihm zeigen, wie die einzelnen Teile des Alten Testaments entstanden sind, und in welche Zeit ihre Entstehung zu verlegen ist. Ist diese kritische Arbeit, die die überlieferten Ansichten über die Bibel und nicht die Bibel und ihren Inhalt kritisirt, zu Ende geführt, dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo man ohne jede gefärbte Brille dem Bibelwort gegenübersteht und die heilige Schrift sich sagen läßt, was sie sagt. Leider fehlen in deutscher Sprache noch vielfach derartige auf weitere Kreise berechnete Darstellungen des wirklichen Inhalts der Bibel, und wir besitzen erst wenige Anfänge einer solchen allgemein verständlichen Erklärung. Bei uns geht man so oft einfach ohne jede Klarheit an die Bücher des Alten Testaments und wagt ohne tieferes Eindringen in den Inhalt eine Anwendung der äußern Form auf unsre Verhältnisse. Welche unwürdige Spielerei auf diese Weise mit dem Bibelwort getrieben wird, veranschaulicht der Versuch einer praktischen Auslegung, den Gustav Braun „seinen Brüdern im Amte und sonstigen Freunden des göttlichen Wortes darbietet“ mit seiner Schrift: Das Buch des Propheten Hosea als Spiegel unsrer Zeit (Rothenburg a. Tbr., 1896. 1,50 Mk.). Einem Pfarrer sollte man doch zutrauen dürfen, daß er auf den Gedankeninhalt des Propheten zurückginge und nicht ohne weiteres eine diese Gedanken einkleidende Form aus dem achten Jahrhundert v. Chr. auf das Ende des neunzehnten Jahrhunderts anwende. Die Bibel ist kein Zauberbuch, und die Bibelanwendung keine Spielerei, die Bibel will ernsthafter behandelt und ihr Wort tiefer erfaßt sein.

Was in Hosea steht, kann der des Englischen kundige Leser aus einem vor kurzem in zweiter Auflage erschienenen und mit einer wertvollen Einleitung von T. K. Cheyne versehenen Buche des oben genannten W. R. Smith: The Prophets of Israel and their Place in History (London, 1895) ersehen, das in meisterhafter und allgemein verständlicher Weise die Propheten Amos, Hosea, Micha und Jesaja behandelt. Da erhält man einen bleibenden Eindruck von diesen wunderbaren Gestalten und von der unvergänglichen Bedeutung der Wahrheit ihrer Worte, und die An-

wendung dessen, was sie wirklich sagen, auf unsre Tage fordert keine Künste, ohne die die übliche Zaubermethode nicht auskommt, sondern ergiebt sich in den meisten Fällen ganz von selber. Ich wüßte wenigstens nicht, wo ich außer dem Evangelium eine bessere Erkenntnis Gottes und seiner Forderungen und eine kräftigere Stärkung im Glauben finden könnte als bei den alttestamentlichen Propheten, wie sie aus ihren Worten mir entgegentreten. Darum wage ich auch das Studium dieser Männer noch einmal angelegentlich zu empfehlen und besonders die des Englischen kundigen Gebildeten auf die schöne Hilfe aufmerksam zu machen, die W. R. Smiths „Propheten Israels" ihnen dazu leisten kann.

2

Bei der Verwertung der Inschriften durch den Bibelforscher ist aber äußerste Behutsamkeit geboten. Es sei mir gestattet, dies an einem Beispiele, das von großem Interesse ist, zu zeigen. Es handelt sich dabei um eine außerordentlich wichtige Entdeckung, die Flinders Petrie im letzten Winter bei seinen Ausgrabungen im alten Theben in Aegypten gemacht hat. Es wurde nämlich schon längst schmerzlich empfunden, daß in ägyptischen Inschriften nicht einmal der Name der Israeliten zu entdecken war. Vor ein paar Jahren fand man allerdings die Tell-Amarnabriefe, eine Korrespondenz vorderasiatischer Könige und ägyptischer Vasallen von Phönizien und Palästina an die beiden Pharaonen Amenophis III. und Amenophis IV., die ungefähr um das Jahr 1400 v. Chr. geführt worden ist. In dieser Korrespondenz wird mehrfach Klage geführt über die Chabirileute, die die ägyptische Oberherrschaft in Palästina bedrohen. Es ist nicht zu verwundern, daß man in diesen Chabirileuten die ʿIbrim, die Hebräer, vermutete, die demnach etwa von 1400 v. Chr. an das Westjordanland durch ihre Angriffe belästigt hätten (so Zimmern in der Zeitschrift des deutschen Palästinavereins 1890, S. 133 ff.). Jetzt aber ist endlich der Name Israel auf einer ägyptischen Inschrift sicher gefunden, jedoch auf einer Inschrift, die im übrigen manche Rätsel enthält. Die Inschrift, die Flinders Petrie fand, rührt von Merneptah, dem Sohne Ramses II., her; er ließ sie auf der leergebliebnen Rückseite einer Gedenktafel aus schwarzem Granit anfertigen, auf deren Vorderseite einst Amenophis III. über seine Bauten berichtet hatte, und stellte die Tafel so auf, daß die alte Inschrift unsichtbar wurde. Der Inhalt der neuen Tafel Merneptahs handelt zuerst von dem Siege des Königs in seinem fünften Regierungsjahre über die Libyer und läßt dann noch „eine in Versen gehaltene Verherrlichung seiner Macht" folgen. Dieser letzte Teil lautet nach G. Steindorffs Uebersetzung (s. Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft 1896, 330 ff.):

Die Fürsten liegen zu Boden, indem sie „Heil" sagen,
Nicht einer erhebt sein Haupt unter den Neunbogenvölkern.*)
Verwüstet ist Libyen,
Cheta ist beruhigt,
Kanaan ist erobert sehr böse(?);
Fortgeführt ist Askalon,
Ueberwältigt ist Gezer;
Y-nu-ʿm ist vernichtet,
Y-si-r-ʾl ist ein ..... ohne Frucht;
Charu [= Südpalästina] ist eine Witwe Aegyptens,
Alle Länder insgesamt sind in Frieden.

Daß in Y-si-r-ʾl endlich das langvermißte ägyptische Aequivalent für Israel gefunden ist, unterliegt kaum einem Zweifel. Das Interessante dabei ist noch dies, daß alle die übrigen hier aufgezählten Namen das Länderdeterminativ (das Bildchen von drei durch zwei Thäler getrennten Bergen) hinter sich haben, während auf Israel allein das Völker- oder Stammdeterminativ (das Bildchen eines Mannes und einer Frau) folgt. Daraus ergiebt sich, daß nicht ein Land Israel, sondern nur ein Volk oder Stamm Israel gemeint sein kann. Das Wichtigste nächst dieser Identifikation von Y-si-r-ʾl mit Israel wäre nun, wenn sich sicher nach der Inschrift feststellen ließe, wo sie diese Israeliten sich denkt. Merneptah gilt nämlich denen für den Pharao des Auszugs, die einen ägyptischen Aufenthalt der Israeliten für glaubwürdig ansehen und nicht etwa die Chabirileute schon als die nach dem Auszuge in Palästina erscheinenden Israeliten betrachten. Diese Annahme (Merneptah = der Pharao des Auszugs) ließe sich nun als richtig oder unrichtig erkennen, wenn der Ort der Y-si-r-ʾl bestimmt werden könnte. Nun ist in dem vorausgehenden Y-nu-ʿm vielleicht das biblische Janoach (2. Kg. 15, 29) östlich von Tyrus gemeint (vgl. T. K. Cheyne, The Academy 1896, July 4, S. 16), und das folgende Charu ist Südpalästina. Der Schluß liegt nahe, daß die dazwischen genannten Y-si-r-ʾl auch in der Mitte befindlich, also bereits in Palästina zu denken seien. Das ist in der That auch die Annahme Steindorffs, und sie darf recht wahrscheinlich genannt werden. Dann wäre also Merneptah jedenfalls nicht der Pharao des Auszugs, und die Chabirileute könnten bereits die aus dem Osten vordringenden Hebräer sein.

*) So werden die Erbfeinde der Aegypter geheißen.

Aber so ganz einfach liegt die Sache nicht. Es darf nicht verschwiegen werden, daß Budde (Deutsches Wochenblatt 1896, Nr. 26) für möglich hält, es liege hier eine ägyptische Darstellung des Auszugs vor, die aus einem kleinen Siege über die die Ausziehenden deckende Mannschaft eine völlige Ueberwältigung der Israeliten mache und nun prahlerisch spreche: Y-si-r-ʾl ist ein Eunuch(?) ohne Nachkommen. Natürlich setzt das voraus, daß der Pharao des Auszugs nicht mit Mann und Maus im Roten Meere ertrunken sei. Die Möglichkeit dieser Beziehung auf den Auszug glaubt Budde festhalten zu können, weil die allen auffallende sonderbare Zusammenstellung der Namen keine geographische Anordnung aufweist. Libyen, Cheta (Syrien) und Kanaan stehen in keiner geographischen Reihenfolge, eine solche von Süden nach Norden kann höchstens in Askalon, Gezer und Janoach gesehen werden, aber mit den zwei letzten Namen Y-si-r-ʾl und Charu (Südpalästina) ist diese Ordnung wieder jäh abgebrochen. Die Zeile über Y-si-r-ʾl könnte daher eine für sich allein stehende Aktion des Pharao betreffen.

Auf alle Fälle aber ergiebt sich soviel aus dieser Inschrift, daß die von der ernsten Bibelforschung gewonnene Auffassung über die Geschichte der Israeliten vor der Eroberung Kanaans vielleicht eine Bestätigung, keinesfalls eine Widerlegung erfährt. Es dürfte daher geraten sein, die in vielen Kreisen immer gehegte Hoffnung aufzugeben, daß durch neue Entdeckungen in Aegypten und Mesopotamien die traditionelle Anschauung von der Geschichte des israelitischen Volkes einst noch bestätigt werde. Die Denkmäler können doch nicht die Tradition, die einen viel spätern Ursprung und ganz andre Quellen hat, sondern allein das, was sich bei gewissenhafter Prüfung den ältesten Berichten entnehmen läßt, bestätigen.

Anhangsweise sei noch auf eine neue, recht gewandte metrische (oft auch gereimte) Uebersetzung der Psalmen von Feodor Spanjer-Herford (Die Psalmen. Braunschweig, 1896. 3,50 Mk.) aufmerksam gemacht. In Anmerkungen referirt der Uebersetzer über die verschiednen Ansichten, die über die Abfassungszeit des betreffenden Psalms geäußert worden sind, meist ohne ein eignes Urteil auszusprechen. Daneben giebt er öfters, wo er freier übersetzt, in der Anmerkung die wörtliche Uebersetzung. Es ist sehr zu wünschen, daß die hier in ansprechender Form dargebotenen Psalmen recht viele Freunde gewinnen; denn es ist ohne Frage diesem Uebersetzer gelungen, auch den religiösen Gehalt der Psalmen dem Verständnis der Leser näher zu bringen.

K Marti

Ueber David Friedrich Strauß

2

Und wenn Strauß im letzten Jahrzehnt seines Lebens den Faden wieder aufgriff, den er hatte fallen lassen, keine Selbstbesinnung, kein entschlossenes Zusammenraffen der übriggebliebnen Kraft konnte das Versäumte nachholen, Verlorenes ersetzen. Es fällt mir nicht ein, den Menschen Strauß mit moralischen Vorwürfen zu überhäufen. Niemand vielmehr wird die Briefe, das Poetische Gedenkbuch, die Litterarischen Denk-

würdigkeiten ohne herzliche menschliche Teilnahme lesen. Und wer es vollends als Christ und als Theologe thut, der wird nur schwer die dumpfe Empfindung los, wie hart fremde Schuld auf diesem Leben lastet. Aber all das ändert nichts an der Thatsache: zum Propheten eines neuen Glaubens, zu seiner Verkündigung in selbständigem Geiste war der Mann nicht mehr tauglich, dem seine Ideale so völlig hinter persönlichen Erlebnissen verschwinden konnten. Er bedurfte zum mindesten, und zwar nach seinem eignen Urteil, der Anlehnung an einen Andern, Größern. Gab es einen solchen, der das Recht hatte, sich neben Jesum zu stellen, sodaß Strauß zwar nicht mehr aus sich selbst, in eigner schöpferischer Kraft, aber doch als Interpret dieses Genius den neuen Glauben der Religion Jesu, eine neue Moral und Lebensanschauung der Sittlichkeit des Christentums entgegenstellen durfte? Denn auch dieser neue Glaube bekennt sich zu dem Hegelschen Wort, daß „an der Spitze der welthistorischen Handlungen Individuen stehen als die das Substanzielle verwirklichenden Subjektivitäten.“ Freilich, in der Beurteilung der Religionsgeschichte hat der Verfasser des Lebens Jesu diesen Grundsatz oft nahezu vergessen. Da verschwindet ihm der Personenname Jesu fast völlig hinter dem Ortsnamen Alexandria, diesem Brautbett, in dem sich die Vermählung von Orient und Occident vollzog, der Wiege des Christentums, wo der jüdische Stamm- und Nationalgott mit dem Welt- und Menschheitsgotte der griechischen Philosophie zusammenfloß.*) Aber da, wo er im Alten und Neuen Glauben das Hegelsche Wort zitirt**) gedenkt er zweier „Individuen,“ die an der Schwelle unsers Jahrhunderts stehen: Goethes und Humboldts.

Aber ehe wir der Frage nach diesen Individuen, den bahnbrechenden schöpferischen Persönlichkeiten weiter nachgehen, sehen wir uns den neuen Glauben selbst in Kürze etwas näher an. Mit offner Anerkennung acceptiren wir zunächst diesen Titel selbst. An der kolossalen Verwirrung, die heute der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Glaube in unsrer populären Gassenweisheit anrichtet, ist Strauß unschuldig. Er war von diesem Gegensatz wohl auch ausgegangen. Ueber das religiöse Vorstellen hatte ihn der wissenschaftliche Begriff hinausgehoben. Glauben und Wissen hatten in der Hegelschen Philosophie nicht nur den gleichen Gegenstand, auf den sie sich bezogen, sie wurden auch von den gleichen geistigen Organen, dem menschlichen Intellekt, ausgeübt. Nur daß der Gegenstand, den der Wissende in der Idee rein, in logischer Klarheit, auffaßte, dem Glaubenden, ohne daß er sich dessen bewußt war, wie im Nebel verschwommen, undeutlich erschien. Auf dem Theologen, vollends im praktischen Amt, mußte dieser Zustand am schwersten lasten. Denn er besaß das Wissen, er durchschaute die Märchen- oder Vorstellungswelt, die Mythen, Sagen, religiösen Dichtungen und Bilder, und mußte dennoch in eben dieser Sprache des Glaubens reden. Strauß tröstete sich und seine Freunde damit, daß die Geschichte ihnen diesen Zwiespalt hingeworfen und ihnen damit eben die Aufgabe gesetzt habe, sich der Einheit in diesem Zwiespalt, der Identität von Begriff und Vorstellung bewußt zu bleiben. Jeden andern Ausweg hält er für einen subjektiv ausgeheckten Schritt. Aber bei aller scheinbaren Sicherheit, mit der er diese Position dem Freunde Märklin gegenüber verteidigt, er giebt doch zu, glatt sei auch dieser Ausweg nicht, nur müsse man vor der Hand warten, bis der Geist der Menschheit einen besseren öffnet.

Es dauerte nicht lange, bis das geschah. In der Glaubenslehre war die Vorstellung bereits zum „idiotischen Bewußtsein“ hinabgeglitten, und Strauß gab den Rat, das Stift in Tübingen aufzuheben, damit der Speck der Stiftungen die Jünglinge nicht in die theologische Mausefalle locke. 1841 vollends erschien Feuerbachs „Wesen des Christentums.“ Dessen genialer Naturalismus warf die letzten feinsten Nebel der Scholastik nieder. Er setzte das Pünktchen auf das i, das Strauß und seine Freunde gefunden hatten. Oder in deutlicherem Bilde: er hat das

*) Briefe S. 405. Leben Jesu, Ges. Schr. 3, 212. Alter und neuer Gl. Ges. Schr. 6, 70.

**) Ges. Schr. 6, 190.

Doppeljoch, worin bei Hegel Philosophie und Theologie noch gingen, zerbrochen. Er hat also Strauß darüber aufgeklärt, daß es sich in der Religion gar nicht um ein Denken, ein richtiges oder falsches, handle, sondern daß sie in der Bedürftigkeit, in der praktischen Notlage, kurz in den Wünschen des Menschen ihren Ursprung und ihren Bestand habe. An die Stelle eines nebelhaften Erkennens trat die reine Illusion. Die Kluft zwischen Wissen und Glauben hatte sich bis zum Aeußersten erweitert. Hier herrschte geradezu der Gegensatz zwischen Wahrheit und Lüge. Und Strauß säumte nicht, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Er verurteilte selbst aufs schärffste seine frühere Stellung in der Kirche. Denn ganz wahr — schrieb er 1849 — wird man erst, wenn man den letzten Schritt aus den Grenzen dieser Selbstbelügungsanstalt herausgemacht, den Fuß aufs feste Land einer außerkirchlichen Stellung gesetzt hat.

Strauß hat dieses Urteil über die Kirche und ihren Glauben nie geändert. Nicht dasselbe gilt von dem Urteil über das entgegenstehende Wissen. Es war nur die Linie der Betrachtung, die in Hegel wurzelte, die in dem Bisherigen ihre letzten Konsequenzen zog. Allein Strauß war noch von einem andern Manne ausgegangen, von dem „großen Schleiermacher,“ der ihm freilich neben Hegel sehr klein erschien, der ihn aber dennoch nie ganz losgelassen hat. Schleiermacher nun hatte andre Bahnen gewiesen.*) Er hatte als den Kern der Religion das Gefühl einer unbedingten Abhängigkeit aufgewiesen. Diese Abhängigkeit und dies Gefühl blieben, auch wenn alle bisherige geschichtliche Religion als Illusion des wünschenden Glaubens entlarvt wurde. In solcher Illusion hat sich Schleiermacher im Gebet allerdings bewegt, während Kant hier schlicht und unumwunden das Bewußtsein der Neuzeit ausgesprochen hat. Die Leidenschaft des großen Theologen für den persönlichen, geschichtlich dagewesenen Christus ist ein Anachronismus, da doch — wieder durch Kant — erwiesen ist, daß unsrer sittlichen gesetzgebenden Vernunft mit dem bloßen Ideal oder der Idee einer gottwohlgefälligen Menschheit vollkommen Genüge geschieht. Kurz, Schleiermachers persönliche religiöse Stellung mit all ihren Resten alten Glaubens ist nur als eine seltsame Idiosynkrasie zu beurteilen. Aber überall auch durchbrechen seine in der frischesten Gegenwart, ja in einer noch ungeborenen Zukunft lebenden Gedanken diese Schranken. Oder genauer: seine Sophisterei, sein Vertuschen hebt immer erst an, wenn er an das Christentum kommt. Jene Einsicht nun in das Wesen aller Religion gehört zu den modernen Gedanken Schleiermachers. Und er weist selbst den Weg, der über ihn hinausführt. Denn Gott und Welt, von denen sich der Mensch so schlechthin abhängig fühlt, sind nur zwei Werte für dieselbe Sache, d. h. die Thatsache dieser Abhängigkeit selbst und das gefühlsmäßige Bewußtsein ihrer Wirklichkeit — beides ist ganz gleichgiltig dagegen, ob wir die Macht, die einen Zwang auf uns ausübt, Gott oder Universum nennen. In beiden Fällen reicht kein Erkennen zum verstandesmäßigen Erfassen dieser unendlichen uns tragenden und bedrückenden Wirklichkeit aus. Haben wir für Gott das Universum eingetauscht, so haben wir nicht den Schritt vom Glauben zum Wissen vollzogen. Denn auch dies Universum in seiner Unendlichkeit und Ewigkeit ist nur unserm Glauben gegenwärtig. Dem Erkennen erschließt sich immer nur der kleinste Teil desselben. Daß es ein Ganzes bildet, als Ganzes da ist, liegt weit jenseits alles Wissens. Das Universum ist ein Postulat praktischen Glaubens so gut wie der Gott des Christentums.

Also wirklich eine neue Religion, keine Philosophie, keine Wissenschaft. Wie dankbar sollte man Strauß für diese Geständnisse sein. Aber halten wir uns nicht lange bei ihnen auf. Nehmen wir die Thatsache dieser neuen Religion, eines unbewiesenen und unbeweisbaren Glaubens als solche hin. Jede Religion hat ihre Wirklichkeit in der Gemeinde ihrer Gläubigen und in dem Kultus, den diese übt. Das nun ist in unserm Fall eine unsichtbare Gemeinde der Zukunft, also eine doppelt problematische Größe, wenn auch Strauß im

*) Das Folgende giebt Straußens Auffassung wieder. D H

ımen von Tausenden und nicht der schlechtesten in allen ınden redet. Ihr Kultus aber ist immerhin eine greifbare ıche. Strauß stellt es zwar in Abrede, daß die unsichtbare h. empirisch zusammenhangslose Gemeinde seiner Neugläubigen ıes solchen bedürfen wird. Jedenfalls sind die kultischen ısammenkünfte oder feierlichen Versammlungen der freien emeinde in Berlin alles eher als sein Ideal. Er hat die- lben wiederholt besucht, hat den jüngeren Wislicenus über den egen und Adel der Arbeit reden hören „nicht schlecht gedacht, er unerbaulich.“ Kein Zufall, daß sich dieses altmodische ort in seinen Bericht einschleicht. Denn er lechzte dabei ıdentlich nach irgend einer Anspielung auf die biblische Legende er den christlichen Festkalender, um doch nur etwas für hantasie und Gemüt zu bekommen. Er mußte sich zugleich ı das viele Erbauliche erinnern, das Schleiermachers Predigten oten, auch wenn man alles Spezifisch-christliche, d. h. Dogmatisch- ythologische herausstrich. Am Ende sei es aber doch nur die ebe Gewohnheit, die sich in einer Kirche sammeln, in einer redigt erbauen will. Dagegen haben wir wirklich nichts zu ınnern. Wenigstens haben Luther, selbst Augustin in ihrer Beise das auch gewußt. Aber den ideellen Inhalt alles Kultus: ie Erhebung über das Alltägliche, die Sammlung der Seele im wigen, den kraftvollen Antrieb zum Erfassen und Erfahren der eligiösen Wahrheit kann doch auch Strauß für die zerstreuten Glieder seines Glaubens nicht entbehren. „Wir fordern für nser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils ür seinen Gott.“ Dies Gefühl für das All wird die neue Gemeinde in sich wecken und nähren müssen. Und sie besitzt azu im ganzen wohl keine andern Mittel, als der Protestan- ismus von jeher für seine Zwecke dienlich gefunden hat. In rster Linie wird auch hier die Lehre stehen. „Wie begreifen oir die Welt?“ wird das Thema dieser neumodischen Predigten ein. Die geforderte Pietät gegen das Universum übt Strauß unächst in einer begeisterten Schilderung des Weltalls.

Kant und Darwin sind dabei seine Führer. Nur jener ıicht, wie er als Schöpfer der kritischen Philosophie das nenschliche Erkennen in seine bescheidnen Grenzen verwies, uch nicht, wie er in dem erhabnen Namen der Pflicht eine Welt setzte, die gewisser war als alles, was Verstand und Sinnlichkeit erreichen. Mit Kant, dem Verfasser der Allge- neinen Geschichte und Theorie des Himmels vom Jahre 1755, ührt er seine Leser auf Planetenbahnen hin, lehrt sie die Ge- ıeimnisse der Sonnensysteme, die Rätsel des Fixsternhimmels ınd der Milchstraße kennen und ergötzt sich gelegentlich, als es ich um die Frage nach Planetenbewohnern handelt, an der östlichen Situation, sich in Acht nehmen zu müssen, um nicht nit dem nachmaligen Urheber der Vernunftkritik zu schwärmen. Aber dieser Nachmalige freilich war ein Greis, dem es vor llem um die Sicherheit eines, wenn auch beschränkten Besitzes zu thun war, jener, mit dem sich schwärmen läßt, war ein Mann mit dem vollen Mute des geistigen Entdeckers und Eroberers.

Nachdem so die allgemeinen Umrisse des Weltbildes ge- vonnen sind — es ist ja freilich nur ein unberechenbar kleiner Teil des Ganzen —, nimmt der geniale englische Naturforscher dem deutschen Philosophen die Stelle des Führers ab: Darwin, „einer der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts,“ der das Geschäft der deutschen Philosophie vollendet. Denn:

> Erst Darwin befreit uns vom Schöpfungsbegriff; wir Philosophen wollten wohl immer hinaus, aber erst Darwin hat uns gezeigt, wo der Zimmermann das Loch hinaus gemacht hat.

Mit dem Schöpfungsbegriff ist freilich noch einiges Andre verschwunden. Es ist glücklich aus mit aller Naturteleologie, mit dem Zweckbegriff in der Naturwissenschaft. Auch der Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus ist überwunden. „Die heutige Wissenschaft“ weiß, nicht nur wie die Raupe, sondern auch wie der Mensch entsteht. Und der Gläubige lauscht nun mit Andacht der Belehrung, wie durch natürliche und künstliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein sich die alten Wunder in natürliches Geschehen auflösen. Er hält ja in dem Wort „Entwicklung“ den Zauberstab in den Händen, vor dem sich alle Thüren öffnen, auch solche, vor denen selbst Strauß noch

einigermaßen ratlos steht. Denn was nicht ist, kann ja immer- hin werden, wie das „muntere Diktum“ zeigt:

> Wenn unter gewissen Bedingungen Bewegung sich in Wärme verwandelt, warum sollte es nicht auch Bedingungen geben, unter denen sie sich in Empfindung verwandelt?

Strauß wußte, daß er damit „das Riskirteste im ganzen Buch“ ausgesprochen hatte. Aber wir besinnen uns, daß es sich ja nicht um nüchterne Wissenschaft, sondern um den Glauben einer religiösen Gemeinde handelt. Das Geheimnis der Religion spielt auch hier seine Rolle. Und wie wenig der Gläubige neuen Stils sich davon entwöhnt hat, in den tausend Jahren zu schwelgen, die vor Gott sind wie ein Tag, zeigt das wieder- holte Spielen mit der unabsehbaren Länge der Weltepochen, der vorgeschichtlichen wie der künftigen, die Begeisterung für die kleinsten Schritte und größten Zeiträume in der Naturent- wicklung. Des Christen Ewigkeit existirt hier freilich nicht mehr. Aber der Tagesmensch kann bei aller bescheidnen Ergebung in sein kurzes Los mit dem Staunen über diese Weltewigkeit die Sehnsucht zugleich nach ihr schwer verbergen.

Die Pietät gegen das Universum gipfelt nun in der leb- haften Anerkennung seiner Leistung bei der Entstehung des Menschen. Es ist schwierig, sich hier genau auszudrücken, um nur ja alle Vernunft, alles Bewußtsein, alles Handeln nach einem vorgesetzten Zwecke fernzuhalten. Diese Schwierigkeit hat auch Strauß nicht umgehen können. Es wird der Natur in liebenswürdiger Selbstironie ausdrücklich bescheinigt, daß sie im Menschen nicht nur überhaupt aufwärts, sondern über sich selbst hinaus gewollt hat. Allein diese peinliche Auskunft ist nur ein Spezialfall der allgemeinen Regel, daß bei der Beurteilung der letzten Fragen und Probleme alles klare Denken aufhören, man sich mit Worten ohne Sinn begnügen soll. Denn:

> Wir betrachten die Welt nicht mehr als das Werk einer absolut vernünftigen und guten Persönlichkeit, wohl aber als die Werkstätte des Persönlichen und Guten. Sie ist uns nicht mehr angelegt von einer höchsten Vernunft, aber angelegt auf die höchste Vernunft. Da müssen wir freilich, was in der Wirkung liegt, auch in die Ursache legen; was herauskommt, muß auch drinnen gewesen sein. Das ist aber nur die Beschränktheit unsers menschlichen Vorstellens, daß wir so unterscheiden; das Universum ist ja Ursache und Wirkung, Aeußeres und Inneres zugleich. Wir stehen hier an der Grenze unsers Erkennens, wir schauen in eine Tiefe, die wir nicht durchdringen können.

Es ist in der That erstaunlich, wie man in einem Atem über den Wunderglauben des Christentums mit hohen Worten absprechen und dabei es als irgendwie begriffne Wahrheit aus- geben kann, daß aus der dummen Urzelle die Vernunft, das Gute, die Persönlichkeit entstehen soll. Aber freilich, die kleinsten Schritte und die größten Zeiträume bilden hier den Deus ex machina, und übrigens ist bei der Gleichsetzung von Materialismus und Idealismus es jedem unbenommen, je nach Bedürfnis sich an diesen oder jenen zu halten, bald menschliches Empfinden in materielle Bewegung aufzulösen, bald in die sinnlose Urzelle alle Tiefen einer unergründlichen Vernunft hineinzugeheimnissen. Denn das Großartigste, was wenigstens wir kennen, der Gipfel- punkt der für uns übersehbaren Entwicklung bleibt dieser Mensch, dem sich jene hohen Prädikate nicht absprechen lassen, doch. Diesem Urteil entspricht es ja, wenn nun mit aller möglichen Ausführlichkeit erörtert wird, wie die unbewußt schaffende Natur aus jenem höchst entwickelten prähistorischen Affengeschlecht die Menschenhorde der Urzeit hat hervorgehen lassen, wie in dieser weiterhin sich die ersten moralischen Instinkte, die Grundlagen alles Kulturlebens, des Volkes und Staates herausgebildet haben.

Allein ich meine, nun sollte der Leser erwarten, daß jenes im Menschen endlich zum Bewußtsein gekommne Universum auch auf der Höhe seiner Leistungen, in der Geschichte dieser Menschheit selbst, betrachtet würde. Aber hier reißt in Strauß Buch der Faden der Entwicklung ab. Aus jener noch affen- ähnlichen Menschenhorde werden wir plötzlich in die Neuzeit versetzt; an die Stelle von erbaulichen Betrachtungen — er- baulich im Sinne der Pietät gegen das Universum — treten plötzlich Erörterungen von Nöten und Schwierigkeiten, die unsre Gegenwart drücken, ein ziemlich buntes Allerlei von politischen und sozialen Fragen. Die Geschichte, scheint es, ist kein Gebiet, auf dem sich der neue Glaube heimisch fühlt. Zwar wird ge-

legentlich Einzelnes berührt, wie es das Bedürfnis, sich im Gewirr der Gegenwart zurechtzufinden, an die Hand giebt; auch wird wohl ausdrücklich auf die Bedeutung geschichtlicher Studien für das Verständnis der großen nationalen Fragen und Aufgaben hingewiesen. Allein im Vergleich mit dem Interesse für das Prähistorische ist die Teilnahme für die Geschichte unglaublich gering. In der Frage: Wie begreifen wir die Welt? nimmt wohl eine Theorie der Nebelflecke und Erdschichten, aber keine Theorie der Geschichte eine selbständige Stelle ein. Wie weit ist der Epigone der Hegelschen Philosophie hinter den genialen Impulsen des Meisters zurückgeblieben! Sollte das wirklich ein Zufall sein? Oder sollte vielleicht der erste Abschnitt des Buches, der die Frage: Sind wir noch Christen? verneinend beantwortet, das Rätsel lösen?

Historisch genommen, d. h. die ungeheuern Wirkungen dieses Glaubens mit seiner völligen Grundlosigkeit zusammengehalten, läßt sich die Geschichte von der Auferstehung Jesu nur als ein welthistorischer Humbug bezeichnen. Es mag demütigend sein für den menschlichen Stolz, aber es ist so: Jesus könnte all das Wahre und Gute, auch all das Einseitige und Schroffe, das ja auf die Massen immer den stärksten Eindruck macht, gelehrt und im Leben bethätigt haben; gleichwohl würden seine Lehren wie einzelne Blätter im Winde verweht und zerstreut worden sein, wären diese Blätter nicht von dem Wahnglauben an seine Auferstehung als von einem derben, handfesten Einbande zusammengefaßt und dadurch erhalten worden.

Dieser welthistorische Humbug beherrscht bald zwei Jahrtausende der menschlichen Geschichte, ja soweit wir ihn als das kraftvollste Erzeugnis des uns angehenden religiösen Lebens der Menschheit ansehen dürfen, auch alle vorausgehenden Epochen desselben. Denn die Geistesgeschichte Israels so gut wie diejenige Griechenlands endigt in der Frage nach einer ewigen Zukunft, der Sehnsucht nach Unsterblichkeit. In dem Kultus des neuen Glaubens kann die Geschichte, die von diesem unerhörten Humbug lebt, in ihm ihr großartigstes treibendes Motiv besitzt, keinen Raum einnehmen. Der Gläubige hat den Wahn durchschaut, er weist ihn in den Vorhof allenfalls, wo man kritisch aufräumt mit dem, was man nicht mehr brauchen kann. Der Kultus aber der unsichtbaren Gemeinde gilt dem Universum. Alle positive Religion ist von jeher der entschlossene Kampf des menschlichen Herzens gegen dies erdrückende Universum gewesen. Die Geschichte, in der diese Religion dominirt, in der sie ohne Zweifel die Seele oder den Herzschlag bildet, als das vornehmste Erzeugnis eben jenes Universums preisen — das wäre zu viel verlangt. S Eck

---

Gefahr und Unrecht der landeskirchlichen Agitation gegen die altpreußischen theologischen Fakultäten

Seit dem Jahre 1888 ist ein erheblicher Rückgang in der Zahl der Studirenden der evangelischen Theologie auf den deutschen Universitäten zu beobachten. Die Chronik der Christlichen Welt hat darüber in Nr. 1 d. J. eine Tabelle veröffentlicht, die in mehr als einer Beziehung lehrreich ist, leider allerdings die vollständigen Zahlen erst vom Jahre 1890 an giebt. Hält man diese Tabelle mit den eben veröffentlichten Statistischen Mitteilungen aus dem Bereiche der preußischen Landeskirche (Kirchliches Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 4 vom 31. Dezember 1896) zusammen, so ergeben sich eine Reihe von Folgerungen, die zu schweren Bedenken über die nächste Zukunft der preußischen Landeskirche Anlaß bieten.

Im Sommer 1890 studirten evangelische Theologie auf deutschen Fakultäten noch 4527 — der Höhepunkt war bereits damals überschritten. Im Winter 1895/96 studirten auf den deutschen theologischen Fakultäten 2895 oder 2917 — die Angaben in den beiden uns vorliegenden Tabellen stimmen nicht genau überein, was sich wohl aus der etwas verschiednen Berechnungsart bei den einzelnen Fakultäten erklärt. Davon waren aus dem Bereich der preußischen Landeskirche 1160. Im Winter 1887/88, wo die Zahl ihre höchste Höhe erreichte, waren es deren 2061. Das ist ein Rückgang von mehr als zwei Fünftel. Verteilt man diese Zahl auf wenigstens sechs Semester, die die Theologiestudirenden immatrikulirt sein müssen, so kommen auf

ein Semester jetzt aus der preußischen Landeskirche nur n[...] 193 Studenten. Diese Zahl ist aber zu hoch angesetzt, [...] 1. viele Theologen länger als sechs Semester studiren, z. B. a[...] die während dieser Zeit dienen müssen; 2. die älteren Semes[...] an der Gesamtzahl stärker beteiligt sind als die jünger[...] Man wird also eher zu hoch als zu niedrig schätzen, wenn m[...] rechnet, daß jetzt nicht mehr als höchstens 300 junge Leute [...] Jahr innerhalb des Bereiches der preußischen Landeskirche d[...] Studium der Theologie erwählen. Diese aber kommen län[...] nicht alle ins Examen. Erfahrungsgemäß geht ein allerdin[...] kleiner Bruchteil davon noch vorher zu Grunde, ein zwei[...] tritt zu einer andern Laufbahn, namentlich zur Volksschule, [...] dritter in den Dienst andrer Landeskirchen über. Diese Te[...] sind mindestens auf zehn Prozent zu schätzen. Es ergiebt si[...] daß binnen kurzem nicht mehr als höchstens 280 Studiren[...] in den Kirchendienst gehen werden. Und diese Zahl nim[...] noch immer ab.

Nun bedarf aber die preußische Landeskirche, nur um ihr[...] unerläßlichen Bedarf an geistlichen Kräften zu decken, jetzt jä[...] lich etwa 312 Kandidaten. Und diese Zahl wächst infolge [...] auf Teilung übergroßer städtischer Kirchspiele gerichteten [...] strebungen gleichfalls von Jahr zu Jahr. Es läßt sich a[...] schon jetzt mit Sicherheit voraussehen, daß, nachdem der lei[...] nicht festzustellende, aber nicht sehr bedeutende Ueberschuß [...] Kandidaten aus frühern Jahrgängen verbraucht ist, die pr[...] ßische Landeskirche nicht mehr imstande sein wird, ihren [...] darf an geistlichen Kräften aus sich selbst heraus zu decke[...] Ein in der Zeit der Ueberfüllung der gelehrten Berufe hö[...] überraschender Befund!

Dazu kommt nun noch eine andre sehr charakteristi[...] Thatsache. Nämlich die, daß an dem allgemeinen Rückga[...] der Theologiestudirenden die preußische Landeskirche bei weit[...] den Löwenanteil hat. Während hier die Zahl seit 1888 [...] mehr als zwei Fünftel sich vermindert hat, beträgt die Abnah[...] in der Gesamtheit der außerpreußischen Landeskirchen ni[...] ganz drei Zehntel. Während von 1890 bis 1896 die [...] preußischen Fakultäten Breslau um 50 Prozent, Berlin um [...] Prozent, Königsberg um 42 Prozent, Halle um 41 Proz[...] verloren haben, beträgt der Rückgang von Tübingen nur [...] Gießen 36, Heidelberg 30, Straßburg 26 Prozent. Bonn [...] — auffallenderweise — trotz der gerade gegen die dortige Fakul[...] entfachten Agitation nur um 30 Prozent zurückgegangen. Ei[...] Sonderstellung nimmt wie immer Rostock ein, das von d[...] Wandlungen im übrigen Deutschland am geringsten berührt [...] der Rückgang beträgt hier nur 18 Prozent. Inmitten d[...] allgemeinen Rückganges sind aber die beiden orthodoxesten the[...] logischen Fakultäten in Deutschland, nämlich Erlangen [...] 7 Prozent und Greifswald um 16 Prozent gewachsen. [...] Greifswald studirten im Sommer 1890 274, im Sommer 18[...] 320 Studenten Theologie.

Was besagen nun alle diese Zahlen, und wie läßt sich [...] auffallende, in der preußischen Landeskirche so besonders sta[...] Rückgang in der Zahl der Theologiestudirenden erklären? [...] wiß nicht nur aus einem Grunde. Zunächst mag es Ende [...] achtziger Jahre manchen abgeschreckt haben, daß die damal[...] Ueberfüllung noch nach Vollendung der Studienjahre eine vie[...] bis fünfjährige Wartezeit bis zur definitiven Anstellung in A[...] sicht stellte. Es mag auch hinzukommen, daß die im allgemei[...] so mißliche finanzielle Lage des Pfarrerstandes in Preuß[...] manchen zurückgehalten hat. Beträgt doch in dieser Landeskir[...] das garantirte Mindestgehalt für einen Pfarrer außer fre[...] Wohnung zu Anfang nur 1800, nach fünfundvierzigjähri[...] Dienstzeit nur 3600 Mark; und auch diese Summe wird [...] fach da nicht erreicht, wo ein Teil der Pfarreinnahmen [...] dem Ertrage von Landwirtschaft oder Pacht besteht. Indes[...] wäre der erste Grund wirklich von großem Gewicht, so hä[...] schon seit mindestens zwei Jahren ein Stillstand des Rückgan[...] eintreten müssen, während er in Wahrheit in verstärktem M[...] anhält. Und auch der zweite Grund ist allein nicht du[...] schlagend; denn so unzureichend die Lage des Pfarramtes im[...] noch ist, so hat sie sich doch in den letzten Jahrzehnten e[...] verbessert als verschlechtert.

Es bleibt also nichts andres übrig, als den Grund für : Unlust junger Leute, sich dem Theologenstande zuzuwenden, der fortgesetzten Agitation zu suchen, die seit Jahren gegen : theologischen Fakultäten, und in Altpreußen am heftigsten, rieben wird. Kann man sich denn wundern, wenn täglich er wöchentlich unzählige Blätter und Blättchen bis in die inste Hütte die Behauptung tragen, auf den heutigen theo- gischen Fakultäten werde den jungen Leuten der Glaube, den vom Elternhause und der Schule mitgebracht haben, flissentlich zerstört, — daß dann schlichtgläubige Eltern) bei dem Gedanken, ihr Sohn solle Theologie studiren, kreuzigen und alles aufbieten, ihn zu einem andern bensberuf zu bestimmen? Und andrerseits, wer wollte es tern, die aus eigner Erfahrung geistige Kämpfe kennen und ssen, wie unberechenbar ihr Ausgang ist, verdenken, daß sie) fürchten, ihre Söhne in einen Konflikt zwischen kirchlicher dnung und gewissensmäßiger theologischer Ueberzeugung hin- ngehen zu lassen, den nur ganz besonders starke Geister und haraktere mit Gottes Hilfe zu überwinden vermögen? Wir haben e oft die innere Gefahr dieser Agitation für das Wesen evan- lischen Glaubens und ihre Unverträglichkeit mit dem guten Geist s Protestantismus warnend hervorgehoben; jetzt fügen jene hlen den Beweis dafür hinzu, daß auch der äußere Bestand der ndeskirche dadurch bedroht wird. Wahrlich ein ernstes Me- nto! Einigen ganz und gar in Parteigeist Befangnen mag der durch eine beispiellose Reklame mächtig geförderte Auf- wung der Fakultät Greifswald ein großer Erfolg dünken. er wer das Wohl der Kirche über einzelne Sonderwünsche llt, der wird doch in dem Gedanken erschrecken, daß um den eis der Züchtung einiger traditionalistischer Theologen mehr : Gemeinden der Landeskirche verwaisen sollten, und wird zu m Urteil gelangen müssen, daß es unmöglich ist, den imma- nten Gang der deutschen Theologie durch kleinliche Zwangs- ßregeln aufzuhalten, ohne den geistlichen Stand der Sym- thie und des Vertrauens der Gemeinden zu berauben, aus m sein Nachwuchs geboren wird.

Die ganze Agitation ist aber ebenso ungerecht, wie sie ge- hrlich ist. Das wird die folgende Tabelle über die Dozenten, die torisch-kritisch gerichtet sind, und die, welche im Sinne der ditionalistischen Parteien „positiv“ sind, zeigen. Zum Ver- ndnis schicken wir voraus, daß diese Tabelle ganz vom geg- rischen Standpunkt entworfen ist, also als historisch-kritisch ch solche Theologen gerechnet sind, die es für ihre Person t lebhafter Indignation abweisen würden, zu dieser Richtung gehören, ja die teilweise in ihren wissenschaftlichen Arbeiten gen sie aufgetreten sind, dennoch aber durch irgend einen nstoß die Gunst der Orthodoxen verscherzt haben, z. B. um nen Namen zu nennen: Beyschlag.*) Um möglichst genau zu n, geben wir endlich in Klammern die Zahl derjenigen Pro- soren an, die zwar noch im Amt sind, aber nicht mehr lesen.

Berlin:	Ordinarien,	hist.-kritisch:	3;	konserv.:	6 (2)
	Extraordinarien	„ „	3	„	4
Bonn:	Ordinarien	„	2 höchstens 3	„	4
	Extraordinarien	„ „	2	„	1
Breslau:	Ordinarien	„ „	2	„	5 (1)
	Extraordinarien	„ „	—	„	1
eifswald:	Ordinarien	„ „	—	„	6
	Extraordinarien	„ „	—	„	1
Halle:	Ordinarien	„ „	4	„	3 (1)
	Extraordinarien	„ „	1	„	1
nigsberg:	Ordinarien	„ „	4	„	2
	Extraordinarien	„ „	1	„	1

Im ganzen ergiebt sich also, daß in den altpreußischen kultäten den 15 (höchstens 16) historisch-kritisch gerichteten

26 konservative Ordinarien, und den 7 kritisch gerichteten 9 konservative Extraordinarien gegenüber stehen. Wo bleibt da Grund zu Beschwerden, wenn schon jetzt die den Synodalmajori- täten genehmen Professoren in so erheblicher Ueberzahl sind? Noch mehr zerfallen sie in nichts, sieht man zu, in welchem Sinne die Berufungen des Ministers seit dem Apostolikumsstreit von 1892 erfolgt sind. Seitdem sind an den altpreußischen Fakul- täten neu berufen worden 2 historisch-kritische Ordinarien und 9 „positive.“ Einer derselben ist in seiner kirchlichen Richtung so traditionalistisch, daß er am Abendmahl in der unirten Landeskirche nicht teilnimmt. Von diesen Berufungen sind nicht weniger als 3 den Fakultäten wider ihren ausdrücklichen Wunsch und Willen aufgezwungen worden. Und fast immer sind dabei verdiente und langbewährte Privatdozenten übergangen worden. Man sieht daraus, daß das Recht, über ungerechte Benachteiligung zu klagen, jedenfalls nicht auf der Seite der konservativen Richtungen liegt.

Ist dieser Zahlenbeweis nicht ein deutlicher Beleg dafür, daß die Klagen und Anklagen der synodalen Mehrheitsparteien völlig unbegründet sind, wenn es ihnen wirklich, wie so oft von jener Seite versichert ist, nur darauf ankommt, der ihnen genehmen Theologie eine **ausreichende** Vertretung **neben** der kritischen zu sichern? Fahren sie dennoch fort mit ihren Be- schwerden, so erhellt, daß sie ungescheut den Anspruch auf Allein- herrschaft erheben und ihr Ziel die Vernichtung der kritischen Theologie ist. Dann aber haben die leitenden Instanzen Ur- sache, endlich zu erwägen, ob sie es um der Kirche und um des Gewissens willen auf sich nehmen wollen, einer solchen Tendenz Vorschub zu leisten.

Wir könnten uns noch einen andern Grund für die Fort- dauer der Agitation denken. Nämlich die Empfindung, daß dem ziffermäßigen Uebergewicht die positiven Leistungen auf jener Seite nicht entsprechen. Es ist wahr, wollte man fest- stellen, welche Dozenten den stärkern Einfluß auf die Studirenden ausüben, so würde die Wagschale wohl sehr nach der Seite der kritisch gerichteten Dozenten sich neigen. Aber kann das auf andre Weise verhindert werden, als daß ernste Arbeit Früchte zeitige, die die Jugend ebenso anziehen, wie das, was ihnen an wissenschaftlichen und religiösen Positivitäten eben doch die verfehmten kritischen Professoren zu bieten haben? Und ist es nicht ein innerliches, sittliches und christliches Unrecht, statt dieses Weges geistiger Ueberwindung der Gegner zu äußerlichen Maßregeln zu schreiten, die die Gerechtigkeit der Geschichte in eine schwere Schädigung der echten kirchlichen Interessen ver- kehrt? Uns ist es nicht um Parteiherrschaft zu thun. Wir sind nicht der Ueberzeugung, wie die Gegner, daß unsre Theo- logie den unerschöpflichen Inhalt des Evangeliums in unüber- trefflicher Weise zur Darstellung bringe. Wir freuen uns an geistigen Kämpfen und können sie nicht entbehren. Aber daß diese Kämpfe mit rein geistigen Waffen ausgefochten werden, daß man mit uns an den Sieg der Wahrheit **glaube**, nicht aber fremde, weltliche Gewalten zu Hilfe rufe, um die Leitung des heiligen Geistes, dem auch die Wissenschaft untersteht, zu korrigiren, das vertreten wir als eine Forderung des christ- lichen Gewissens.

Erich Foerster

Jugend

Heute morgen wurde mir die wöchentliche Lesemappe gebracht. Ich blätterte in den verschiednen Heften nach den Bildern; da fiel mir eins ins Auge, das eine gewisse aktuelle Bedeutung hat und dazu eines namhaften Meisters Werk ist: das Mittel- und Hauptstück jener historischen Bilderreihe, die von der Hand des Malers Wislicenus in der großen Halle von Goslars Kaiserhaus gerade jetzt vollendet wurde, also ein gerühmtes Werk der älteren Malerschule. Es stellt in einer wundersamen Mischung von Allegorie und Wirklichkeit die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches durch den alten Kaiser dar. Nach der kleinen Lichtdruckwiedergabe läßt sich ein Urteil natürlich über die rein malerische Wirkung nicht fällen, und nur die zeichnerische und gegenständliche Behandlung des Stoffes darf beurteilt werden. Aber es genügte mir auch das. Denn

*) Die Tabelle schätzt also die Zahl der „kritischen“ Theologen r zu hoch, die der „positiven“ zu niedrig und kommt damit der ffassung jener Agitation, die sie bekämpfen will, weit entgegen. Wir auchen nicht zu versichern, wie sehr uns solche Rubrizirung grund- lich zuwider ist. Uebrigens sind die Honorarprofessoren, weil u. W. ht etatmäßig, nicht mit berücksichtigt; das Bild würde durch ihre iteinbeziehung in das Exempel sich kaum verändern. D H

ich sah den fürstlichen Greis in jener geziert „schlichten“ Haltung, die ihm unsre Künstler leider so gern geben, sitzend auf einem Rosse, wie es nie eins gab, das mit rollendem Auge und tänzelndem Schritt auf einer kleinen Grundfläche stand; sah den eisernen Kanzler in pathetischer Pose mit wallendem Mantel; sah inmitten der übrigen Fürsten den Bayernkönig behaglich sitzend dem Kaiser die Krone zuschwingen; sah Palmzweig winkende Frauen mit den Zügen der Kaiserinnen; sah zwischen inne allerlei allegorische Gestalten, und sah aus des Himmels Zelt die preußischen Könige herabschauen, alle — den alten Fritz eingeschlossen — in schweren Purpurmänteln und mit goldner Krone. Und — ich kann mir nicht helfen — mich fröstelte bei dem Anblick. Da war so gut wie nichts, was mir durchs Auge zum Herzen sprach, kein Zug von der Größe des Vorgangs, wie er in meiner Seele lebt; das, was der ehrwürdige Künstler sicherlich in voller, warmer Begeisterung geschaffen hat, mir blieb es kalt, eine fremde Anschauungswelt, eine fremde Formensprache, ich sah nur eine theatralisch aufgeputzte Gestaltenmenge. Und doch weiß ich liebe alte Herren, die gerade auch für dieses Bild sich ehrlich begeistern können und den schönen Fluß der Linien und den Reichtum geistreicher Gedanken darin noch zu rühmen wissen.

Und ebenfalls heute morgen brachte mir die Post ein Packet, darin mir Freund Rade mit der Weisung, sie in der Christlichen Welt zu besprechen, die Hefte der „Jugend“ sandte, jener „Wochenschrift für Kunst und Leben,“ die erst seit Anfang vorigen Jahres im Hirthschen Verlage zu München erscheint und sich schon rühmen kann, hoch in die dreißigtausend Abonnenten zu besitzen, aller Orten gekauft und überall gelesen, vielfach arg geschmäht, noch öfter hoch gepriesen und mit jeder neuen Wochennummer in weiteren Kreisen ein neuer Gesprächsgegenstand; ein Blatt ohne eigentliches Programm und doch von bestimmtem Geiste, sofern es bieten soll, was in Wort und Bild aus sprudelndem Borne das ewig Junge eines Volkes hervorbringt. Ich blätterte auch hierin. Oft schüttelte ich den Kopf, und oft runzelte ich die Stirn, vieles fand ich unsäglich fade, manches grundhäßlich, andres gesucht geistreichelnd, noch andres einfach wahnwitzig. Zu einem vollen reinen Genusse kam ich nie — und doch, und doch: ich fand trotz all meiner Ausstellungen etwas darin, das mich anzog und zu meiner Seele sprach. Wohlgemerkt, ich spreche zunächst von den Bildern und auch von ihnen vorerst nur um ihrer Kunst, nicht um ihres Inhalts willen. Und ich sagte mir die alte Wahrheit aufs neue: daß wir seit 1870 groß geworden, nicht nur auf politischem und sozialem Gebiete andre Anschauungen und Ideale haben als unsre Väter, sondern daß auch unser Sinn und Blick für Kunst und Natur ein andrer geworden ist. Daß das Schönheitsideal im Laufe der Geschlechter wechselt, ist ja allbekannte Thatsache, und auch was unsre Väter schön fanden, ist von den Großvätern hart getadelt worden. Aber Tag um Tag ists eben deutlicher geworden, wie wir gerade jetzt wieder in solcher Wechselzeit begriffen sind. Das junge Geschlecht hat sich losgemacht von dem, was bisher die Schule und die Meinung der Väter für unbedingt schön erklärte. Noch ist ein neues Ideal nicht gefunden, die Künstler, soweit sie nicht in falschem Wahne fertig zu sein glauben, tasten und suchen. Aber es ist schön, dieses jugendlich schäumende Ringen, und schon wird es klar, daß unser an der Photographie geschultes Auge ganz anders in Leben und Natur hineinschaut, als das bis dahin geschah. Und dieses rastlos vorwärtsstrebenden, nach neuem Ideale ernst und doch fröhlich suchenden Geistes verspürte ich alsbald in der Jugend einen lebendigen Hauch. Und je länger ich blätterte, desto mehr fand ich Bilder, die mir wohlgefielen, und die ich als reife Kunstwerke bezeichnen mußte; ganz abgesehen davon, daß der zeichnerische und technische Ertrag, den die Griffelkunst und das Plakatwesen durch diese Art der Malweise und der künstlerischen Wiedergabe gewonnen hat, schon jetzt erheblich groß ist. Ein Wunsch aber tauchte zunächst da in mir auf: daß die Freunde, die sonst so gern den neuen Geist einziehen lassen möchten in so manches Lebensgebiet, sich doch auch Auge und Herz offen halten wollten für das Neue in der Kunst.

Wir sind freilich noch lange nicht so weit. Noch jed richtet sich irgendwo in einem Winkel seines Gemüts e Heiligtum auf, in dem er pietätvoll das Alte pflegt, weil in seiner Verehrung groß wurde. Das sei niemandem verweh und Pietät ist etwas Schönes. Aber, wenngleich es erklärli ist: verstimmend wirkts für mich doch, wenn z. B. ein Man der in sozialen Fragen dreist das Radikalste fordert und f die Umwälzung in Staat, Kirche und Schule die weitgehendst Pläne hegt und laut verkündet, in einer modernen Kunstau stellung alsbald über diese geistlosen modernen Maler schmä und ihnen gegenüber die wohl stilisirten Landschaften der Alt als einzig wahre Kunst preist; wenn ein andrer in der Wisse schaft vor keiner Kritik und keiner noch so niederreißend Folgerung zurückschreckt, aber als wirkliche Musik nur gelt lassen will, was so etwa um die Wende des Jahrhunderts Töne gekleidet wurde. Verwehrt sei das niemandes persönliche Geschmack; nur daß wir daraus nicht Ketten für Andre schmied sollen, und daß wir das Neue in jenen Gebieten, in denen w persönlich das Alte vorziehen, doch wenigstens gelten lassen u ruhigen Gemüts verstehen lernen wollten, dessen eingedenk, d eine neue Zeit auf vielen, wenn nicht allen Gebieten des Lebe Neues schafft, und daß Eines oder das Andre von der stürmend Entwicklung einfach ausschließen zu wollen als weiterer En wicklung nicht bedürftig oder fähig, ungerecht und darum ni angängig ist. Mit solchem aufgeschloßnen Auge und Si wollen auch die Bilder der Jugend angesehen werden, sow sie darauf Anspruch erheben wollen und können, wirklich Ku zu sein, und nicht nur Kritzelei, Karrikatur und Stud

Aber ich höre schon den Einwand und sehe die Finger auf diese Blätter weisen: o nein, diese vielen Nacktheiten! Gew es sind ihrer viele und vielleicht mehr als genug. Aber es damit auch so ein eigen Ding. So lange der Menschenleib a das Schönste gilt, was aus des Schöpfers Hand hervorging – und das wird gelten, so lange die Menschen mit der Schönh erschlossenem Auge die Natur betrachten —, so lange muß d Künstler Recht und Pflicht haben, eben dieses Schöpfungs bilde in seiner ursprünglichen Gestalt nackt darzustellen. hat auch die Kirche, die anfangs fast allein die Hüterin u Pflegerin der Kunst gewesen ist, diesem künstlerischen Drange s nie entziehen können, und da sie nicht Götter und Göttinn malen durfte, hat sie das Bild des ersten Menschenpaares genug gestalten lassen und in dem gemarterten heiligen Sebasti ihren Apollo gefunden. Heute zetern die Zentrumsmänner Münchner Landtag und auch sonstwo über diese Kunst u möchten schier überall ihr Feigenblätter und Gewandfetzen a legen lassen. Es ist nur eine natürliche Reaktion gegen die prüde Geschrei, wenn die jungen Münchner Künstler nun e recht ihren Stiften volle Freiheit gewähren. Freilich bekla ich es auch. Denn es ist ein Unterschied zwischen „nackt“ u „ausgezogen.“ Nacktes wird sittlich rein sein, Ausgezognes es nie, und ich muß es feststellen, daß von dem, was Jugend an solchen Gestalten bietet, gar vieles „ausgezogen“ Es sind nur zu oft lediglich Modellstudien, und das wirkt a die Dauer widerlich und ist reichlich oft auch frivol empfund

Aber die Jugend hat nicht nur Bilder, sie hat auch Wor In den Bildern sehe ich thatsächlich viel jugendlich vorwär stürmenden Drang, wenn er sich auch oft recht ungeberdig zei in den Worten finde ich leider davon weit weniger. Nicht ob ich das ringende Neue in der Dichtkunst um seiner un wohnten Neuheit willen gering achtete, ich glaube vielme mir auch für die jüngste Litteratur stets den Sinn offen wahrt zu haben, und schaue mit wirklicher Teilnahme auf i Entwicklung. Aber mir ist auch klar, daß unsre Dichter u Schriftsteller weit mehr noch im Unsichern und zwischen ra wechselnden Idealen tasten, als unsre doch auch recht viel wandten Maler und Griffelkünstler. Die schreibende Juge trägt schon manchmal greisenhafte Züge, die der bildenden n fehlen. Gewiß giebt es auch unter den Gedichten und Erz lungen der Jugend manch wohlgelungnes, inhaltreiches Werkc namentlich manch schönes, tief und rein empfundnes Li Aber im ganzen steht doch der Text weit unter dem Bild schmuck. Es ist gar so viel gekünstelter Witz, viel alber

istreichsein, viel gespreizte Einfachheit, gelegentlich auch viel geschlachtes rohes Wesen, aber wenig Salz, wenig Herz, wenig hliches Lachen und gar so wenig jugendfrischer Humor.

Dieser Tage hat mich irgendwo ein Kritikus einen kleinen ropheten geheißen, weil ich der Mehrzahl der Julius Sturm-en Lieder in diesem Blatte, „einem bekannten Organ des chlichen Liberalismus (!)," das gleichzeitig eine Lanze für die nodern-realistische" Bewegung gebrochen habe, den dauernden ert für die Zukunft absprach. Er hat mich damit tadeln llen, und ich finde mich doch unter den kleinen Propheten achtbarer Gesellschaft. Was wird er mir nun für einen rentitel zulegen, da ich mit der „modernen" Jugend nicht ärfer ins Gericht ging, als ich es eben that? Sei es drum; werer wiegt mir die Frage: werden die Freunde nicht irre rden, wenn ein solches Blatt nicht kräftiger getadelt wird? ögen sie anders urteilen, ich kann es nicht. Ich kenne sehr hl die Schwierigkeit, vom christlichen Standpunkte aus an che Geisteserzeugnisse, wie die Jugend eins ist, heranzutreten, d glaube wohl, daß sich mancher unter uns schwer daran gert. Und doch kann ich die Schranken so eng nicht ziehen d sündige Frau Welt heißen, was nicht unter uns sitzt und e gleiche Montur trägt. Sondern das freie Recht beanspruche als bewußter Christ, auch dort Schönes, vorurteilslos zu lligendes, geduldig zu Tragendes zu finden, wo man eine dre Sprache redet als wir, und wo man meint, des Christen-ms entraten zu können, gelegentlich auch widerchristlich zeichnen d schreiben zu sollen. Auch möchte ich einen besondern Nach-uck darauf legen, daß die Jugend nicht durchaus so wäre, e sie ist, wenn sie nicht eben in vieler Beziehung eine eaktion wäre gegen den „modernen" und doch so „kultur-ndlichen" Ultramontanismus ihrer Münchner Umgebung.

Aber das kann und will ich immerhin auch entschieden kennen: ich finde in der neuen Wochenschrift zwar viel Jugendeselei" und manche „Jugendflegelei," aber blutwenig n der Jugend, wie ich sie meinem Volke wünsche: froh, utsch und fromm. R Bürkner

Verschiedenes

(Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit) von A. orner und Chr. Schrempf. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 396. 8,50 Mk.

Wir weisen auf diese bedeutsame und dankenswerte Veröffentlichung n mit dem Bemerken, daß wir später auf sie ausführlicher zurückkommen erden. Wie wir uns auch zu Kierkegaard stellen mögen: es ist unsre flicht, uns mit ihm auseinanderzusetzen. Insbesondre die Pfarrer, it denen der „Angriff" so scharf ins Gericht geht, seien aufgefordert, s Buch zu lesen. Sie werden es nicht ohne innerlichste Bewegung d Förderung thun auch da, wo sie widersprechen müssen! Paul Graue

(Schriften für das Melanchthon-Jubiläum) D. Paul Kaiser: hilipp Melanchthon, Deutschlands Lehrer (Velhagen & Klasing, 396. 50 Pfge. Partiepreis 50 Exemplare 40 Pfge.). Der Text giebt volkstümlicher Sprache eine Uebersicht über den Entwicklungsgang elanchthons und über die Mittel, mit denen er Luther bei der Durch-ührung der Reformation unterstützte. Seine Persönlichkeit ist gebührend ewürdigt. Von den vielen in den Text eingefügten trefflichen Bildern aben besondern Wert die, welche Melanchthon in verschiednen Lebens-tern darstellen, oder die ihm errichteten Denkmäler vor Augen führen. as Facsimile eines Briefes von ihm aus dem Jahre 1553 ist gewiß anchen Lesern erwünscht. — Albrecht Thoma, unsern Lesern aus r. 1 bekannt, Philipp Melanchthons Leben bietet zwei von J. J. eiff in Karlsruhe verlegte Schriften (1 Mk., bezw. 50 Pfge.). Die längere nthält vier Kapitel mehr als die kürzere, ist auch in einzelnen Ab-schnitten ausführlicher; im wesentlichen ist der Inhalt gleich. In all-emein verständlicher, lebendiger Darstellung, die mit vielen Zitaten urchflochten ist, belehrt uns der Verfasser über die bewegte Zeit, in der Melanchthon lebte, und über den guten Kampf, den er mit seinen reichen enntnissen und im Vertrauen auf den Gott, der mit ihm war, für ie Sache des Evangeliums kämpfte. Beiden Schriften ist gemeinsam uter Bilderschmuck und schöne Ausstattung. Jedes Kapitel trägt als Motto einen Spruch oder eine Strophe aus den Dichtungen, meist en Volksliedern der Reformationszeit. — Ein „Melanchthon-Büchlein" on Hermann Petrich (A. Schmidts Verlag in Anklam. 8 Pfge., 00 Stück 5 Mk.) erzählt in schlichter Weise „die Hauptstücke aus hilipp Melanchthons Erdentagen." In einem kurzen Vorwort legt er inzwischen heimgegangene Emil Frommel „einen Kranz auf die Wiege n Bretten und auf das Grab in Wittenberg" und mahnt unser Volk, n seine Lehrer zu gedenken. — Den genannten Schriften ist weite Ver-

breitung zu wünschen, nicht minder aber Melanchthons Gedichten, ausgewählt und übersetzt von Christian Oberhey, Halle a. S., Richard Mühlmanns Verlag, 1897 (1 Mk.). In mustergiltiger Uebersetzung haben wir hier Bekenntnisse einer schönen Seele. Rinn

(Erinnerungen an Ernst Curtius) Von Charlotte Broicher. Berlin, Georg Stilke, 1897. 50 S. 1 Mk.

Als Mitarbeiterin der Christlichen Welt ist die Verfasserin unsern Lesern seit einer Reihe von Jahren bekannt. In dem hier vorliegenden zierlich ausgestatteten Schriftchen, das den Wiederabdruck eines Aufsatzes im Dezemberheft 1896 der Preußischen Jahrbücher bildet, giebt sie in geistvoller Weise eine Charakteristik des feinsinnigen Hellenisten; es galt hier nicht den Gelehrten, sondern den Menschen zu schildern, und mit großem Geschick geschieht dies an der Hand so mancher seiner Vorträge aus „Altertum und Gegenwart" und unter Einfügung von mancherlei Proben aus seinen Gedichten; eben darum, weil Curtius immer nur in Gelegenheitsgedichten seine reiche poetische Begabung gezeigt hat, kennzeichnen diese um so mehr seine persönlichen Stimmungen und eignen sich so ganz besonders zu einer psychologischen Darstellung seines Wesens. Ein langjähriger Freundschaftsverkehr in Curtius' Hause hat die Verfasserin zu dem Schriftchen veranlaßt. Möchten diese mit großer Wärme geschriebnen „Erinnerungen" viele Leser finden. Weil

(Im Frühlingssturm) Die christlich-soziale Bewegung beginnt ihre Romane und ihre Liederbücher zu finden, ein Zeichen, daß sie populär wird. Eins der Liederbücher trägt den obenangestellten Titel: Im Frühlingssturm. Sammlung sozialer Zeitgedichte, gesammelt und herausgegeben von Martin Stein, mit einem Vorwort von Pfarrer Friedrich Naumann. Leipzig, R. Werther. 3 Mk. Es ist ein buntes Durcheinander von Sentenzen, Balladen, lyrischen und andern Gedichten, Altem und Neuem, Gutem und Schlechtem, Reifem, Halbreifem und Unreifem. Mancherlei ist allzu sentimental, allzu selbstverständlich, zu gedankenarm und auch zu prosaisch. Daneben ist viel Kraft und Sturm, manch echte Leidenschaft. Bilder des Elends überwiegen, Gelöbnisse an die Zukunft sind zahlreich. Durch alles weht der christliche und der soziale Geisteshauch. Schön und für die ganze Sammlung charakteristisch ist das Eingangslied, das ihr, gleichsam als Motto, voransteht. Es ist von A. Krauß und lautet:

Es gehn die Wetter wieder übers Land,
Ein Brausen zieht durch frühlingsfrische Wipfel,
Und schweflig glüht der Blitze roter Brand —
Noch sitzt die Nacht auf hohem Bergesgipfel,
Am weiten Himmel jagen blitzgeladen
Und rasch und rascher wildzerrissne Schwaden
Im Frühlingssturm.

Die Zweige krachen, und Vermorschtes bricht,
Und kranke Stämme stürzen tot zusammen —
Im fernen Osten glüht das Morgenlicht —
Bald muß die Sonne durch die Wolken flammen.
Schon färbt sie hell die schwarzen Wolkenränder,
Und roter Schein geht über alle Länder
Im Frühlingssturm.

Die Wetter blasen einen Sturmchoral,
Und bang und freudig lauschen viele Ohren —
Und aus dem ersten roten Morgenstrahl
Wird licht und schön die neue Zeit geboren.
Wach auf, wach auf, du darfst nur hoffend lauschen,
Der neue Geist will dir entgegenrauschen
Im Frühlingssturm.

Und ebenso charakteristisch und zukunftsfreudig, voll poetischen Schwungs, ja selbst Poesie in Prosa ist Naumanns Vorwort. Die Sammlung eignet sich z. T. auch als Deklamirbuch für christlich-soziale und evangelische Arbeitervereine. Die National-soziale Volkszeitung in Erfurt (nebenbei bemerkt sehr zum Abonnement zu empfehlen, weil sie eine Kämpferin für die freie christlich-soziale Sache in Mitteldeutschland ist) druckt mit besonderm Geschick und Erfolg von Zeit zu Zeit einzelne der Gedichte ab.*) P Göhre

(Lug und Trug in Konstantinopel) Wir gedachten beiläufig in Nr. 1 der nunmehr aus dem Konstantinopler Gefängnis entlassenen Armenier. So mag zur Ergänzung eine Korrespondenz der Frankfurter Zeitung, datirt Konstantinopel 3. Januar, hier folgen:

„Ebenso wie der famose Budgetentwurf begegnet auch das vom Sultan erlassene Irade wegen der Begnadigung der Armenier allgemeinem Mißtrauen. Alle eingesperrt gewesenen und ebenfalls der Begnadigung teilhaftig gewordnen Türken sind an einem Tage sofort nach dem Erscheinen der kaiserlichen Verordnung in Freiheit gesetzt worden.

*) Eine andre kleine Liedersammlung, zum Singen bestimmt, ist inzwischen erschienen unter dem Titel: Jesus, der Mann des Volkes. Ethisch-soziale Lieder im Geiste der volkstümlichen und thatkräftigen ethisch-sozialen Reform, sowie des praktischen, ethisch-sozialen und evangelisch-protestantischen Christentums von Ernst Deutsch. Zell i. W., H. Specht, 1896. 52 S. 50 Pfge, in Massenbezug 30 Pfge. Obwohl die Sprache zuweilen stark ans Prosaische grenzt, werden die von ehrlicher Begeisterung durchglühten Lieder in Vereinen gesungen ihre erhebende und erziehende Wirkung thun. R

Von den mehr als 8000 verhafteten Armeniern aber hat man bis heute, zehn Tage nach Vollzug des Irade, in Konstantinopel 150 und in Anatolien 300 aus den Gefängnissen entlassen. Wenn die türkischen Behörden fortfahren sollten, die Befehle des Sultans und seine den Botschaftern gegebnen Zusicherungen in so laxer Weise auszuführen, wird ein Zeitraum von fast einem Jahre notwendig sein, um den Gnadenakt des Sultans vollständig auszuführen. Der Justizminister entläßt durchschnittlich täglich zwanzig Armenier und versichert, aus technischen Gründen nicht schneller vorwärts zu können, da die Akten erst alle durchgeprüft werden müßten. Zu welchem Zweck ein solches Verfahren beliebt wird, darüber kann wohl nur das Palais Auskunft geben. Dort fährt man lustig fort, den europäischen Mächten alle möglichen Narrenspossen zu spielen und die Diplomaten am Bosporus, die nun Geheimhaltung ihrer Unterhaltungen beschlossen haben, zum besten zu halten." — Wenn die soeben eintreffende Nachricht von neuen Metzeleien in Trapezunt sich bewahrheiten sollte, so haben wir da die leider mit Sicherheit vorauszusehende Wirkung der jüngsten Reformzusagen. Dürfen wir mit Gladstone jeden derartigen Mißerfolg der europäischen Politik im Orient mit der Hoffnung begrüßen, daß endlich die Scham über diese unwürdige Lage zum Durchbruch kommen muß? „Das Gewicht der Schande — hat jüngst der greise Staatsmann gesagt — das Gewicht der Schande, das, wie ich schon hundertmal aussprechen mußte, nun auf den sechs Großmächten von Europa lastet, die die größte moralische und physische Gewalt der Welt repräsentiren, ist, denke ich, zu groß, um ertragen zu werden; das menschliche Gewissen und der menschliche Verstand wird sich dagegen auflehnen." R

(Zur Richtigstellung) Die Klage über unzulängliche Berichte über die Synodalverhandlungen, die wir in Nr. 51 vorigen Jahrgangs erhoben haben, ist, wie wir inzwischen freundlich berichtigt sind, nicht ganz allgemein gerechtfertigt. In der Rheinischen und Westfälischen Provinzialkirche nämlich erscheint in der That ein offizielles Protokoll der Verhandlungen in den Provinzial- und sogar in den Kreissynoden, das nicht nur die gefaßten Beschlüsse zusammenstellt, sondern auch die Debatte berücksichtigt und jeder Gemeinde zugestellt wird. Damit wäre für Rheinland und Westfalen unsre Klage gegenstandslos. Für die übrigen Gebiete der preußischen Landeskirche aber bleibt der gerügte Mangel bestehen. Er wird auch nicht nur von uns, sondern von andrer Seite ebenso bedauert. So hat die Kirchliche Monatsschrift (vom 9. Dezember), wie wir nachträglich sehen, in ihrem Rückblick auf die sächsische Provinzialsynode dieselbe Beschwerde erhoben. E Foerster

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 173 Mk. gesammelt vom Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen (davon 7*); 100 aus der Gemeinde Hersfeld, 2. Sendung*; 69,22 aus der Gemeinde Semlow in Pommern; 60 aus der deutschen evangelischen Gemeinde in Hull in England; 53 aus dem Kirchspiel Fleisbach bei Sinn; 33,50 aus den Parochien Wohlmuthshausen und Kaltenwestheim; je 30 durch H L, München*; aus den drei evangelisch-lutherischen Gemeinden in Einbeck, 2. Sendung*; 22 aus Adorf in Waldeck; 20 Possitempel Gießen; 19 aus der Gemeinde Butzbach; 11,34 von P G, Samerow bei Pauknin*; 10 aus der Gemeinde Strasburg in Westpreußen; 8,50 aus der Diasporagemeinde Großenlüder bei Fulda; 8,20 aus der Diasporagemeinde Neuhof bei Fulda; 8 aus der Gemeinde Colenfeld bei Wunstorf; je 6,30 aus der Diasporagemeinde Biberstein bei Fulda; aus der Gemeinde Dalkau in Schlesien*; je 5 von A L in Berlin; aus den Gemeinden Gütergotz und Drewitz; je 3 von D B, Hecsfeld bei Schalksmühle; von G St, Stuttgart; von F W, Traunstein; je 2 von A H, Stuttgart; von G M, ebenda; 1 von H Sch, Berlin.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 2 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat** [...] **mittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau, Reuterweg 8.** Fr[...] sind willkommen. — Nächste Zusammenkunft 1. Februar: Freimaur[er] und Christentum.

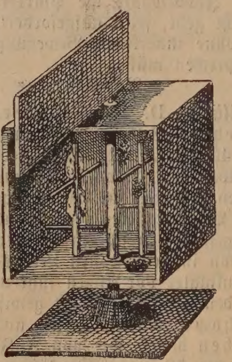
Eine Dame, die am grauen Star leidend, dadurch sehr in i[hrem] Beruf als christliche Schriftstellerin gehindert ist, und unter [den] Verwandten und Freunden für jetzt niemand frei genug von an[deren] dringenden Pflichten ist, um ihr mit Schreiben zu helfen, wünsch[t ...] einer alleinstehenden Dame von jetzt an bis zu ihrer Operation [Auf]nahme zu finden. Sie kann eine mäßige Pension zahlen und bed[ingt] dagegen ein gesundes, stilles Heim mit frischer Luft und einfacher [...] kräftiger Kost, vor allem aber gebildeten, freundlichen Umgang und [...] bei ihren litterarischen Arbeiten, würde auch als Gegenleistung engli[schen] Unterricht geben (spricht Englisch wie ihre Muttersprache). Offerten [...] Solchen, die mit christlichem Wohlwollen auf diese Weise einer Leide[nden] Freundlichkeit erzeigen und an ihrer Arbeit für das Reich Gottes [...] nehmen wollen, werden an die Expedition dieses Blattes erbeten [...] Chiffre X o Y.
Gegenseitige Referenzen und vorhergehende Bekanntschaft n[...] jedenfalls notwendig.

Für die Volksbühne!
Neueste Aufführungen
für die kommenden großen Gedenktage, d. 18., 27. Januar, 16. Februar (Melanchthonfeier), **22. März.**
Preis für das Heft 60 Pf.
Auf Wunsch Ansicht- und Auswahlsendung umgehend.
Für den 18. und 27. Januar sind auch Aufführungen für Kinder à 30 und 40 Pf. erschienen.
Verlagshandlung
Vereinshaus Cöthen i. A.
Buchhändler A. Haarth

Heute schenkte uns Gott [...] Tochter.
Frankfurt a. M., 9. Januar [...]
Pfarrer Foerster und Fra[u ...]

Soeben ist erschienen:
Hefte zur Christlichen Welt N[...]
Die gegenwärtige L[age] des Protestantism[us]
von
Adolf Harnack
Preis 40 Pf.
Leipzig Fr. Wilh. Gr[unow]

Fütterungskast[en] für Vögel!



Fütterungskasten für Vögel! [...] Freunden der Vogelwelt empfo[hlen]. Die Kasten drehen sich mit dem W[inde], sodaß sie stets einen geschützten [Zu]fluchtsort für die Vögel bilden, [in dem] das Futter nicht verschneien kann. [Zu] beziehen für $3^1/_2$ Mark vom Mecha[niker]

R. Wolff, Delitzsch

Reisebureau Kappus, Palmer & Co., Jerusalem
Billige Frühjahrs-Orientreise für 1000 Mk.
Genua—Athen—Beirut—Baalbek—Damaskus—Tiberias—Nazareth—Haifa—Jafa—Jerusalem—Jordan—Suezkanal—Kairo—Pyramiden—Alexandrien—Genua.
Reisedauer 34 Tage. — Abfahrt 22. April. — Anmeldungen bis Mitte März 1897.
Auskunft und illustr. Programm gratis durch die Generalvertretung: **Ad. Klett, Stuttgart**, Eberhardsstr. 11, sowie durch Stadtpfarrer **Dr. Benzinger, Neuenstadt a. Kocher** (Württbg.)

Pianinos, Harmonium[s]
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— a[n]
Amerik. Cottageorge[l]
Flügel,
Klavier-Harmonium
Alle Vorteile. Höchster Rab[att]. Illustr. Katalog, der grösste se[iner] Art, franco. Nichtgefallende [In]strumente auf meine Kosten zur[ück].
Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu zwei Beilagen: Ein Flugblatt über Armenien und ein Prospekt von Paul Waetzel, Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. B.